Germ. g. 30 pl

Treitschke's

Deutsche Geschichte

von

Hermann Baumgarten.

Straßburg,
Verlag von Karl J. Trübner.

1883.

Baumgarten,

Treitschke's Deutsche Geschichte.

Treitschke's

Deutsche Geschichte

von

Hermann Baumgarten.

Straßburg,
Verlag von Karl J. Trübner.

1883.

Vorwort.

Das letzte Jahrzehnt hat uns zwei Werke über unsere vaterländische Geschichte gebracht, welche vom Publikum mit ungewöhnlicher Gunst aufgenommen worden sind: Janssens deutsche Geschichte seit dem Ausgang des Mittelalters und Treischke's deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Beide sind unter einander in Form und Inhalt so verschieden als möglich: Janssen erscheint im Gewande strengster Quellenmäßigkeit, Treitschke bewegt sich frei von allem litterarischen Apparat; Janssen scheint nur mit dem Munde der Zeitgenossen zu reden, auf jedes eigene Urtheil zu verzichten, Treitschke spricht immer mit prononcirtester Subjectivität; Janssen läßt seine Quellen die Verderblichkeit der Reformation erzählen, die Unrechtmäßigkeit und Gewaltsamkeit des politischen Prozesses, aus welchem das moderne Deutschland hervorgegangen ist, Treitschke verkündigt mit schwungvoller Begeisterung die Herrlichkeit dieses neuen Deutschland, oder vielmehr des neuen Preußen. Aber trotz dieser diametralen Gegensätze in Darstellung und Richtung haben beide Werke in einem wesentlichen Punkte eine große Verwandtschaft: die Geschichte ist ihnen nicht Selbstzweck, sondern Mittel; sie sind aus einem heißen Drange hervorgegangen, den Leser für eine bestimmte Auffassung der Gegenwart zu gewinnen. Was dem einen Rom, ist dem andern Preußen. Beide Historiker

haben nicht, wie es des Geschichtschreibers Aufgabe ist, die Leidenschaften des Tages abgethan, indem sie zur Feder griffen, sondern diese Leidenschaften erfüllten, beherrschten ihr ganzes Innere, ebensowohl bei der Forschung wie bei der Darstellung. Wenn es die schöne Aufgabe der geschichtlichen Erzählung ist, den Geist des Lesers zu läutern, sein Gemüth zu beruhigen, seine Gedanken durch die Betrachtung vergangener Schicksale über den Lärm des Tages in eine reinere Atmosphäre zu erheben, so muß im Gegentheil ein von Tagesleidenschaft beherrschtes Geschichtswerk in Allem die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, das Urtheil verwirren, das Gemüth beunruhigen, die Leidenschaften erhitzen. Je größer das Talent ist, über welches ein solcher Geschichtsschreiber verfügt, desto verderblicher muß die Wirkung sein. Und je tiefer die Stimmung einer Nation durch die Kämpfe des Tages erregt ist, desto empfänglicher wird sie für derartige Werke sein.

Ich habe es, von vielen Seiten dazu aufgefordert, vor einem Jahre für meine Pflicht gehalten, Janssens dritten Band in der Allgemeinen Zeitung (vom 8. Februar) zu besprechen und den durchaus unhistorischen Charakter seiner Darstellung hervorzuheben. Hätte ich Freude an litterarischem Streit, so würde ich schon gegen Janssens ersten, noch mehr gegen seinen zweiten Band aufgetreten sein. Der dritte Band schien mir aber in der That eine nachdrückliche Zurückweisung zu erfordern, und da ich meine historischen Genossen schweigen sah, so nahm ich in Gottes Namen die verdrießliche Arbeit auf mich. Ich würde es vielleicht trotz allem nicht gethan haben, wenn ich nicht unmittelbar vorher in meinem Buche über die Bartholomäusnacht bewiesen hätte, daß ich von protestantischen Vorurtheilen in geschichtlichen Dingen nichts weiß. Meine ultramontanen Gegner haben davon natürlich keine Notiz genommen, sondern mich als den giftigsten Feind der katholischen Kirche in demselben Augenblick charakterisirt, wo ich eine der schwersten Anklagen gegen diese Kirche als grundlos nachgewiesen hatte.

Im November v. J. erschien der zweite Band von Treitschke's deutscher Geschichte. In großen Partien desselben fand ich zu meinem Staunen ebenso schwere Entstellungen der historischen Wahrheit, wie sie sich Janssen hatte zu Schulden kommen lassen. Wenn man mir nun sagte: was Sie gegen Janssen gethan haben, müssen Sie auch gegen Treitschke thun, was dem einen recht ist, ist dem andern billig, so ließ sich dagegen nichts stichhaltiges einwenden. Ich hätte freilich sehr viele Ausreden gehabt. Ich hätte sagen können, an dem Hasse der Ultramontanen habe ich genug zu tragen, ich möge mir nicht auch den Grimm der gewaltigen Schaar auf den Hals laden, welche Treitschke wie ihren Propheten verehrt; Niemand sei auch der Wahrheit zu Liebe verpflichtet, einen alten Freund anzugreifen u. s. w. Aber das alles wären doch Ausreden der Klugheit, der Bequemlichkeit, kurz, des Egoismus gewesen. Und da ich mich nun einmal mein ganzes Leben auf die Klugheit schlecht verstanden habe, so beschloß ich auch jetzt lieber der Pflicht zu gehorchen, so viel ich vermöge, die historische Wahrheit gegen den einen wie den andern zu vertheidigen.

Ich bin, wie gesagt, kein Liebhaber von litterarischen Fehden; sie sind mir bis zum vorigen Jahre fremd geblieben. Ich hatte deshalb auch nicht die Absicht, auf die Erwiderung zu antworten, welche Treitschke im Decemberhefte der Preußischen Jahrbücher gegen meine in der Allgemeinen Zeitung erschienene Kritik seines Buchs veröffentlicht. Aber man sagte mir, das sei doch wohl nicht zu umgehn, und als ich nun jene Erwiderung sorgfältig prüfte, da fand ich etwas, das ich bisher nicht vermuthet hatte. Eine ehrliche litterarische Discussion fordert, daß der Leser über die Auslassungen des Gegners der Wahrheit gemäß unterrichtet werde, ganz besonders, wenn der Leserkreis der Zeitschriften, in welchen die Fehde ausgefochten wird, ein so verschiedener ist, wie der der Allgemeinen Zeitung und der der Preußischen Jahrbücher. Von dieser Loyalität war leider in Treitschke's Erwiderung nichts zu spüren. Er entwarf

seinen Lesern von meiner Kritik das denkbar ungetreueste Bild und ergoß dann über diesen Popanz seine ganze Beredsamkeit. Ich hielt es für meine Pflicht, in meiner Antwort das genau entgegengesetzte Verfahren zu befolgen, die wichtigsten Stellen von Treitschke's Erwiderung meinen Lesern in langen Auszügen vorzulegen. Statt diesem Beispiele zu folgen, hat es dann Treitschke in seiner jüngst erschienenen zweiten Erwiderung noch ärger getrieben.

Wenn ich nun diese beiden Artikel der Preußischen Jahrbücher las und erwog, was danach die Leser dieser Zeitschrift von mir denken müssen, so erschien mir meine Lage in einem seltsamen Lichte. Viele Jahre hindurch war ich ein eifriger Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher gewesen, hatte schon an ihrer Gründung ein lebhaftes Interesse genommen und in ihren Spalten seit 1859 die große deutsche Bewegung zu fördern gesucht, so weit es meine bescheidenen Kräfte gestatteten. Und nun sollte ich mich vor dem Leserkreise eben dieser Jahrbücher, in welchem sich vermuthlich auch jetzt noch mancher von mir hochverehrte Mann befindet, in der Gestalt eines unnützen Krakehlers aufführen lassen?

Ich denke, auch der sanftmüthigste Gelehrte würde sich gegen eine solche Vorstellung empören. Ich beschloß, die Acten dieses historischen Prozesses, in dem es sich ja doch auch um keine ganz gleichgültige Sache handelt, dem Publikum in urkundlicher Treue vorzulegen, meine Kritik, wie sie in den Beilagen der Allgemeinen Zeitung vom 6. bis 12. December erschienen war, Treitschke's Erwiderung vom 15. December, meine zögernd geschriebene Antwort aus der Beilage vom 6. Januar und Treitschke's zweite Erwiderung vom 10. Januar. Dann war der Leser im Stande sich ein zuverlässiges Urtheil über die Streitfrage zu bilden, weder von Treitschke's noch von meiner Darstellung abhängig. Diese gewiß loyale Absicht ist zu meinem Bedauern dadurch vereitelt worden, daß der Verleger der Preußischen Jahrbücher die Erlaubniß zum Abdruck der beiden

Erwiderungen Treitschke's verweigert hat. Nach meiner Ansicht war er dazu nicht berechtigt; aber um keinerlei Anstoß zu geben, verzichte ich auf den Abdruck. Unter diesen Umständen kann ich zunächst nur meine eigenen Artikel wiedergeben, genau wie sie ursprünglich erschienen sind. Hinzugekommen sind dann aber eine Anzahl Zusätze. Durch sie wünsche ich einmal den Leser mit einigen Hauptstücken aus der Kritik bekannt zu machen, welche Professor Bulle in der Weser-Zeitung veröffentlicht hat. Ich hatte in meiner Antwort Treitschke nachdrücklich auf diese Kritik hingewiesen. Er hat es zweckmäßig gefunden, sie zu ignoriren. Vielleicht fühlt er sich jetzt doch veranlaßt, auch von Bulle Notiz zu nehmen. Sodann gebe ich eine genaue Analyse von Treitschke's zweiter Erwiderung. Endlich habe ich, nachdem bereits das ganze Manuscript in der Druckerei war, einen Aufsatz erhalten, welchen Professor Erdmannsdörffer in Heidelberg soeben gegen mich in den Grenzboten veröffentlicht hat. Mehr sein Name als der Inhalt seines Aufsatzes veranlaßt mich, einige Worte der Entgegnung anzuhängen.

Es wäre sehr leicht gewesen, meine Kritik weiter auszuführen, die Beispiele von Treitschke's unhistorischem Verfahren zu verzehnfachen. Aber es schien mir einmal zunächst überflüssig und dann habe ich jetzt keine Zeit dafür. Sollte es aber nöthig werden die Kritik auszudehnen, so läßt sich das wohl im nächsten Semester, wo ich Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts lese, besser bewerkstelligen.

Zum Schlusse will ich nur noch einen Punkt berühren. In den letzten Wochen habe ich mich oft gefragt: wie ist es doch möglich, daß ein Mann wie Treitschke so gegen die Wahrheit verstößt? Nach der ersten Erwiderung drängte sich mir der Verdacht einer gewissen mala fides auf. Daher der Ausdruck in meiner Antwort (S. 32): „Welche Stirn gehört nun dazu?" u. s. w. Die zweite Erwiderung hat mich eines anderen belehrt. Nur ein beschränkter Kopf könnte in dieser Weise mala fides üben. Ein hochbegabter Mann wie Treitschke ist dazu außer

Stande. Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung ist vielmehr, wie mir scheint, in Treitschke's Arbeitsweise zu suchen. So viel ich weiß, hat er sich niemals mit kritischen Untersuchungen beschäftigt, sich immer in großen Darstellungen bewegt. Je glänzendere Erfolge ihm nun sein außerordentliches Rednertalent auf dem Katheder eintrug und je heftiger ihn der Kampf der Parteien in der von Parteileidenschaften auf eine sehr beklagenswerthe Weise zerrissenen Hauptstadt ergriff, desto mehr gewöhnte er sich daran, die Dinge im Einzelnen nicht genau zu nehmen. Es ist mir wahrscheinlich, daß er, als er seine erste Erwiderung schrieb, gar nicht mehr genau wußte, was in meiner Kritik stand. Ganz sicher wußte er, als er die Sätze über Schmalz und Teplitz schrieb, nicht mehr, was er über dieselben Materien in seinem Buche gesagt hatte; es nachzusehn, muß er für überflüssig gehalten haben. Ebenso war ihm, als er seine zweite Erwiderung abfaßte, völlig entschwunden, was er in der ersten geäußert hatte. Nur so kann ich mir seine ganze Geschichtschreibung erklären, ohne seinem Charakter zu nahe zu treten. Er hat, wenn er schreibt, sehr häufig nur noch allgemeine, vage Vorstellungen von dem Inhalt seiner Quellen und diese vagen Vorstellungen werden dann unter dem Druck der politischen Leidenschaft, welche ihn erfüllt, oft zu den unglaublichsten Carricaturen verbogen. Wie müßte man, ohne solche Arbeitsweise anzunehmen, sein Verfahren gegen Rotteck qualificiren? Eine derartige Geschichtschreibung muß natürlich den Charakter weitgehender Unzuverlässigkeit tragen. Und so bin ich überzeugt, daß, wenn heute ein ruhiger, unbefanger Forscher die Acten des Berliner Archivs durcharbeitete, er auch in Bezug auf die Darstellung der preußischen Verhältnisse eine Menge der wesentlichsten Berichtigungen zu machen haben würde.

Nachdem ich dieses geschrieben, gehn mir die Nummern 49 und 50 der Tribüne zu, mit einer ausführlichen Auseinandersetzung des Professor Stern in Bern über die Art, wie Treitschke wichtige Punkte der preußischen Verfassungsfrage, speciell das

Verhältniß Humboldt's zu Hardenberg behandelt hat. Stern, welcher sich das Verdienst erworben hat, eine recht auffallende Lücke in Treitschke's Darstellung der preußischen Verfassungskämpfe durch seine Mittheilungen über die Thätigkeit der interimistischen Landesrepräsentation auszufüllen, ist in diesen Dingen wie irgend einer competent. Er nun beweist, daß ich in meiner Kritik Treitschke's Darstellung der preußischen Verhältnisse viel zu sehr gelobt habe, daß auch hier überall die Tendenz, und zwar eine recht eigentlich illiberale Tendenz Treitschke zu ganz den gleichen Unrichtigkeiten und Unwahrheiten gebracht hat, wie in den deutschen Dingen. Danach muß man annehmen, daß überhaupt seine Darstellung nur da, wo sich die Ereignisse ganz in der von ihm gewünschten Richtung bewegen, oder die Gegenstände mit der Tagespolitik, mit der Stellung Preußens nichts zu thun haben, Vertrauen verdient. Im übrigen bietet er Wahrheit und Dichtung in einer für die Masse der Leser schwer unterscheidbaren Mischung. Er kann begeistern, fortreißen, wie es der Redner, der Dichter thut; zuverlässige Belehrung darf man bei ihm nicht suchen.

Straßburg, 1. Februar 1883.

Inhalt.

I. Meine Kritik.

1. Allgemeines.[1]

Vor nicht langer Zeit ist hier bei der Besprechung von Biedermanns „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" die Bemerkung gemacht worden, wie dringend wünschenswerth es für unsere gesunde nationale Entwicklung sei, daß die historische Thätigkeit unter uns aufhöre, die Geschichte unseres Jahrhunderts so auffallend wie bisher zu vernachlässigen, daß wir endlich anfangen, unserem Volke wenigstens annähernd eine eben so lebendige Kenntniß seiner jüngsten Vergangenheit zu verschaffen, wie sie Engländer, Franzosen und Italiener längst besitzen. Diesem Wunsche kommt der jüngst erschienene zweite Band von Treitschke's deutscher Geschichte in der wirksamsten Weise entgegen. Wenn unter unsern Schriftstellern nicht viele sind, deren Wort so weit reicht, wie das Treitschke's, wenn deßhalb dieser zweite Band vermuthlich eine eben so große Verbreitung finden wird, wie der erste, und also in kurzem der schwere Beginn unseres modernen Lebens eben so viel besprochen sein wird, wie man sich bisher wenig um ihn kümmerte, so treffen hier verschiedene Umstände zusammen, welche erwarten lassen, daß

[1] Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. Dezember 1882.

diese Beschäftigung mit den kritischen Jahren 1816 bis 1819 nicht nur weite Kreise ergreifen, sondern auch eine recht intensive und fruchtbare werden wird. Denn, wenn nicht Alles täuscht, wird Treitschke durch diesen zweiten Band nicht nur eine lebhafte Debatte in den Zeitungen und Zeitschriften erregen, sondern auch zu anderweitigen historischen Arbeiten über die von ihm behandelte Epoche Anlaß geben. Er wird sich vielleicht das sehr große Verdienst erworben haben, unsere historische Forschung zum erstenmal in die Zeit unserer jüngsten Entwicklung zu nöthigen, über welche bisher vielfach gestattet schien die windigsten Vermuthungen und keckſten Behauptungen vorzutragen, so daß man meinen konnte, die Gesetze der historischen Kritik, vor welchen wir sonst überall so großen Respect zeigen, hätten für die siebenzig oder sechzig Jahre hinter uns liegende Zeit keine Gültigkeit.

Treitschke beginnt seine Erzählung mit einer überaus ansprechenden und vielfach bedeutenden Schilderung der „geistigen Strömungen der ersten Friedensjahre". Die großartige Thätigkeit, welche damals die Savigny, Niebuhr, Grimm, Lachmann, Bopp, die Böckh, G. Hermann, C. Ritter, Al. v. Humboldt und Schleiermacher auf den verschiedensten Gebieten des wissenschaftlichen Lebens entfalteten, bildet zusammen mit der Regeneration unserer bildenden Kunst, wie sie durch Cornelius, Schinkel, Rauch herbeigeführt wurde, eine wirklich imposante Einleitung zu dieser jüngsten Epoche unseres nationalen Lebens. Hier bekommt man in der That und im vollsten Maße den Eindruck, daß man es mit der „Geschichte eines aufsteigenden Volkes" zu thun hat. Aber Treitschke meint, wenn er den Ton nicht ganz verfehlt habe, so müsse man erkennen, daß die verrufene Zeit, welche dieser Band schildere, nicht nur reich an wissenschaftlichem Ruhm, sondern auch fruchtbar für unser politisches Leben gewesen sei. Gewiß, aus einer getreuen Darstellung müßte sich diese Einsicht ergeben. Und aus Allem, was Treitschke über Preußen berichtet, über den Aufbau der Verwaltung des ganz neu zusammengesetzten Staates, über die gesunde Fortentwicklung seines Heerwesens, über seine der Welt voranleuchtende Zollpolitik, gewinnen wir die lebendige Ueberzeugung, daß in diesem preußischen Staate eine außerordentliche Fülle gesunder Kraft trotz aller Ungunst der Zeiten nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch thätig war.

Treitschke hat für diese Darstellung die ganze Fülle des Actenmaterials verwerthen können, welche die preußischen Archive darbieten; er hat über große und wichtige Fragen der administrativen Organisation zum erstenmal zuverlässiges Licht verbreitet; er hat diese ganze Neuordnung des preußischen Staates nicht nur mit umfassender Kenntniß, sondern auch mit erquickender Wärme geschildert. Er hat ebenso über die Thätigkeit Preußens am Bundestage und seine Beziehungen zu den deutschen Verbündeten sehr willkommene Aufklärung gebracht. Zahlreiche Punkte, welche man sich bisher nicht zu erklären wußte, oder auch gar nicht ahnte, liegen jetzt in heller Beleuchtung vor uns.

Wenn Treitschke seine Aufgabe auf eine Darstellung der preußischen Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert beschränkt hätte, so würde er fast durchweg das höchste Lob verdienen. Nun aber will er uns eine deutsche Geschichte geben, und die auf das nichtpreußische Deutschland bezüglichen Theile seines Werkes verdienen vielfach ebenso scharfen Tadel, wie die dem inneren Leben Preußens gewidmeten gelobt werden müssen. Treitschke hat schon darin einen schwer begreiflichen Fehler begangen, daß er geglaubt hat, eine deutsche Geschichte der Jahre 1816—19 allein auf die preußischen Archive gründen zu können; denn die wenigen Notizen aus dem Karlsruher Archiv, welche er gelegentlich einstreut, kommen kaum in Betracht. Wenn man selbst bei Droysens großem Werke hat finden wollen, er habe für seine Geschichte der preußischen Politik sich nicht auf die preußischen Archivalien beschränken dürfen, da aus einer derartig einseitigen archivalischen Forschung mit Nothwendigkeit eine gewisse Einseitigkeit des Urtheils hervorgehe, so kann eine deutsche Geschichte unmöglich auf Studien allein in preußischen Archiven aufgebaut werden. Am wenigsten in einer Zeit, wo Preußen für den Gang der deutschen Entwicklung eine leider sehr untergeordnete, vorwiegend passive, Bedeutung hatte, dieser Gang durchaus von Wien bestimmt wurde. In den Jahren, welche uns Treitschke schildert, war Fürst Metternich die maßgebende Persönlichkeit für Deutschland, wie für Europa. Der wesentliche Inhalt der Geschichte dieser Jahre läßt sich dahin angeben: es handelte sich darum, ob Preußen im Stande sein werde, den neuen Geist, welchen es seit 1807 in seinem eigenen Leben und in seinem Ver-

halten zum Ausland erprobt hatte, diesen im besten Sinne preußischen und deutschen Geist auch nach dem ruhmreich geführten Kriege zu behaupten, in diesem Geiste sein eigenes Staatsleben auszubauen, diesen Geist auf die Ordnung der deutschen Bundesverhältnisse mächtig wirken zu lassen; oder ob es Fürst Metternich gelingen solle, sein diametral entgegengesetztes System nicht nur am Bunde und in den kleineren Bundesstaaten durchzusetzen, sondern auch Preußen in gewissen wichtigsten Principienfragen diesem System zu unterwerfen. Wenn dem so ist (und Treitschke's Auffassung stimmt damit vollkommen überein), so versteht sich von selbst, daß der Mittelpunkt der Forschung für die deutsche Geschichte dieser Jahre in Wien und nicht in Berlin gesucht werden mußte. Vielfach sogar für die preußische Geschichte — denn wie es Metternich gelang, König Friedrich Wilhelm für seine Anschauung zu gewinnen, wie er systematisch die Autorität Hardenberg's in Berlin untergrub, wie er seine Freunde, den Fürsten Wittgenstein und den Herzog Karl von Mecklenburg und gewiß noch viele Andere für sich arbeiten ließ, wie er die europäischen und deutschen Einflüsse für seinen Zweck in Bewegung setzte, darüber weiß uns Treitschke gar nichts zu sagen. Von den Machinationen Metternichs kennt er nur das, was wir längst aus den Correspondenzen von Gentz und seit einigen Jahren aus den Papieren Metternichs wissen. Die Geschichte des eigentlich kritischen Moments dieser Jahre bleibt also noch zu schreiben.

Aber damit nicht genug. Auf eine doch auch durch Treitschke's Buch noch keineswegs genügend aufgeklärte Weise sah sich Preußen schon 1816 an fast allen deutschen Höfen in eine höchst verdrießliche Situation gebracht, welche in den folgenden Jahren immer peinlicher wurde. So klagte der preußische Gesandte in Darmstadt im November 1818 über sein sehr unfreundliches Verhältniß zu der dortigen Regierung; nichts anderes, meinte er, sei daran Schuld, als „daß Preußen nur zu negative Stellung gegen die kleinen deutschen Höfe angenommen hat. Sie bilden Coalition, man läßt es zu; sie sind ganz eigenwillig, tretten in einer Opposition gegen Preußen auf und führen eine Sprache gegen uns, wie wir sie gegen sie führen sollten. . . . Seit einem Jahre hat bey dem hiesigen Ministerio die Gleichgültigkeit gegen Preußen so zugenommen, daß

ich geradezu hier nichts vermag".[1] Die preußischen Gesandten in München und Stuttgart werden kaum besser gestanden haben. Nun aber liegt wohl auf der Hand, daß die Berichte so gestellter Diplomaten kein zuverlässiges und ausreichendes Material für die Schilderung der politischen Entwicklung in den Mittelstaaten abgeben können. Da aber die Verfassungskämpfe Bayerns und Württembergs, da das Verhalten dieser Staaten überhaupt in der Erzählung Treitschke's eine bedeutende Rolle spielt, so mußte er auch die Münchener und Stuttgarter Archive zu Rathe ziehen.

Das ist nun allerdings eine schwere Forderung. Wer die Actenmassen kennt, welche das Archiv eines einzigen größeren Staates über die hier behandelte Zeit birgt, der wird wissen, was es heißt, das preußische Archiv mit der Sorgfalt durchzuarbeiten, wie es Treitschke gethan hat, und geneigt sein, dieses Verdienst als ein sehr großes dankbar anzuerkennen. Aber hier liegt nun einmal die Sache so, daß das preußische Archiv keine ausreichende Information bieten konnte, daß die Archive von Wien, München und Stuttgart hinzugenommen werden mußten, zumal die vorhandene Litteratur fast gar nicht in Betracht kommt. Konnte aber der Verfasser seine Studien nicht in dieser Weise ausdehnen, so ergab sich dann für ihn jedenfalls die zwingende Verpflichtung, im Bewußtsein seiner mangelhaften Information über diejenigen Staaten, deren Politik er nicht, wie die preußische, aus den eigenen Acten ihrer Lenker kannte, sein Urtheil sehr vorsichtig zu halten.

Er sagt im Vorworte, wenn er als Parteimann Geschichte schriebe, so würde er über manche alte Sünden Oesterreichs und der deutschen Kronen einen Schleier werfen, da sich die deutschen Fürsten heute einsichtiger und opferwilliger zeigten als ein großer Theil des Bürgerthums, und nur ein Thor an der Freundschaft rütteln könne, welche Deutschland mit Oesterreich verbinde. „Meine Aufgabe war, das Geschehene getreu zu erzählen." Der Parteimann soll also mit dem Buche nichts zu thun haben. Wenn wir rühmen könnten, daß Treitschke dieser Aufgabe auch nur einigermaßen gerecht geworden wäre, so würden wir über den vorhin erörterten Mangel eher hinweg sehen können. Statt dessen verhält es sich

[1] v. Otterstädt an Graf Solms-Laubach. Darmstadt, 8. Nov. 1818.

leider in Wahrheit so, daß Treitschke da, wo er mangelhaft unterrichtet war, durchaus als Parteimann, als Publicist und nicht als Historiker geschrieben hat. Unter allen bedeutenden Geschichtswerken, welche die letzten Decennien unter uns haben entstehen sehen, befindet sich vielleicht keines, in welchem ein solches Uebermaß den objectiven Thatbestand verwirrenden subjektiven Urtheils mit solcher Schroffheit hervortritt, wie in diesem zweiten Band von Treitschke. So lange und emsig er auch in der von ihm geschilderten Zeit gearbeitet hat, es ist ihm doch in Bezug auf das nichtpreußische Deutschland auf eine fast unbegreifliche Weise mißlungen, sich in den wirklichen Sinn, in die wahre Lage jener Jahre zu versetzen. So billig er die besonderen Umstände in Rechnung zieht, welche den Gang der preußischen Verwaltung bestimmten, so liebevoll er sich in die ganze Situation versenkt hat, mit welcher die preußische Regierung damals zu thun hatte, so herbe und hart urtheilt er über Alles, was in Oesterreich und Süddeutschland geschieht. Kein Hofgeschichtschreiber könnte erfinderischer sein in Entschuldiguugen, Rechtfertigungen, Verwischungen, sobald es sich um König Friedrich Wilhelm III handelt; kein radicaler Pamphletist könnte erbarmungsloser mit gekrönten Häuptern umspringen, als es Treitschke mit Kaiser Franz und den Königen von Bayern und Württemberg thut, und kein Feudaler könnte über die schwachen Anfänge des deutschen Liberalismus bei jeder Gelegenheit ärger losziehen. Während er für Preußeu überall die ungemeinen Schwierigkeiten jener Tage auf das umsichtigste anerkennt, kritisirt er die süddeutschen Staaten und den Liberalismus durchweg nach einem für jene Zeit ganz unzulässigen Maßstabe. Für Alles in der Welt gibt es bei ihm eigentlich nur ein Kriterium: stellt es sich gut zu Preußen, erkennt es die großen Verdienste an, welche sich Preußen um die Befreiung Deutschlands erworben hat, ahnt es, daß die Zukunft Deutschlands nur auf Preußen ruhen kann? Nun aber weiß doch Jedermann, von wie tiefem Dunkel diese Fragen damals noch verhüllt waren, daß der deutsche Bund durchaus nicht nur durch den bösen Willen Oesterreichs und der Rheinbundstaaten eine so unerfreuliche Gestaltung erhielt, sondern weil absolut Niemand zu sagen wußte, wie dieses deutsche Chaos zu ordnen sei. Wir Heutigen wissen, daß es nur durch das Ausscheiden Oesterreichs geordnet werden konnte.

Hat irgend ein Mensch damals eine solche Einsicht gehabt, hat er sie nach dem Gange der Dinge haben können? Die thatsächlichen Verhältnisse lagen eben so, daß die deutsche Staatengesellschaft nur in einem überaus losen, indifferenten Nebeneinander existiren konnte. Jeder Versuch, sie im nationalen Sinne fester zusammenzubinden, hätte damals zu unendlichen Collisionen führen müssen. Nur das konnte sehr wohl vermieden werden, daß sie im despotischen Sinne geknebelt wurde, wie 1819 geschah. Daß Preußen zu dieser Knebelung die Hand bot, gab den schlagenden Beweis, daß es an die Rolle, welche nach Treitschke alle Deutschen ihm hätten zuweisen sollen, nicht denken konnte. Aber auch eine gerechte Würdigung dessen, was Preußen damals wirklich war und gethan hatte, wurde durch die Natur der jüngsten Erlebnisse und die Mangelhaftigkeit der allgemeinen Information ausgeschlossen. Nur ein Phantast konnte an die Rheinbundstaaten, wie sie geworden waren und da standen, den Anspruch erheben, sie sollten die Verdienste Preußens um Deutschland dankbar anerkennen und ihre Souveränetät zu Gunsten einer wesentlich von Preußen geleiteten Umgestaltung der deutschen Verhältnisse verkürzen. Diese Staaten hatten ihre Macht und Unabhängigkeit aus der Zertrümmerung des deutschen Reiches gewonnen, welche nicht nur durch ihre Schuld, sondern in einem viel höheren Grade durch die politische und militärische Impotenz der beiden deutschen Großstaaten war herbeigeführt worden. Die Rettung dieser neuerworbenen Souveränetät aus dem Schiffbruche des napoleonischen Weltreichs war sodann ernstlich nur von Preußen, oder vielmehr von einzelnen preußischen Staatsmännern bedroht gewesen; Oesterreich hatte diese Rettung im particularistischen und antipreußischen Interesse vollbracht. Es gab damals keinen schrofferen Gegensatz als zwischen den Anschauungen der Stein, Humboldt, Hardenberg und den Interessen der süddeutschen Staatsmänner. Ferner, was die preußischen Waffen für die Befreiung auch dieser Südstaaten gethan hatten, das unendliche Uebergewicht der preußischen über die österreichische Kriegsführung im Befreiungskampfe, wurde damals nur in den Kreisen der preußischen Militärs selbst gewürdigt. Die wahre Geschichte der Feldzüge von 1813, 14 und 15 kannte damals Niemand. Deutschland hat sie erst 40 Jahre später durch Häusser erfahren. Wie wäre es nun bei solcher Sachlage

möglich gewesen, daß die Südstaaten, daß überhaupt die kleineren deutschen Staaten und die deutschen Liberalen zu Preußen diejenige Stellung eingenommen hätten, welche Treitschke verlangt? Man braucht doch nur die Berichte des vortrefflichen Bürgermeisters Smidt über die Anfänge des Bundestages zu lesen, um zu begreifen, daß auch in Norddeutschland die hellsten, patriotischsten Köpfe über das damalige Preußen unmöglich so denken konnten, wie es uns heute natürlich erscheint.

Dem Geschichtschreiber lag es ob, alle diese Verhältnisse des Deutschland von 1815 und 16 „getreu" und unbefangen zu schildern, den Südstaaten ebenso gerecht zu werden wie Preußen, die Irrthümer des jungen Liberalismus ebenso billig zu beurtheilen wie die Irrthümer der preußischen Regierung, nicht Forderungen und Anschauungen einer absolut anders gewordenen und anders gebildeten Zeit in jene Tage mühseligen Herausarbeitens der ersten Elemente politischer Bildung hinein zu werfen, und dadurch das eigene Urtheil ebenso zu verwirren, wie das des Lesers. Nur ein Parteimann, der nie von den Gedanken und Kämpfen der Gegenwart frei werden kann, dessen Eifer alle Dinge dieser Welt nach dem vermeintlichen Bedürfniß des Tages zurecht schiebt, konnte die Geschichte der Jahre 1816—19 so schreiben, wie es Treitschke gethan hat. Die eingehende Prüfung einer Anzahl der wichtigsten Momente seiner Erzählung wird zeigen, in welchem Maße er gegen die historische Gerechtigkeit gesündigt hat.

2. Schmalz und Rotteck.[1]

Treitschke betont wiederholt, daß „alle wichtigen Entschlüsse der preußischen Regierung von dem Monarchen persönlich ausgingen." Nichts war deßhalb für das Verständniß der Zeit nöthiger, als uns die Ansichten Friedrich Wilhelms III in jedem bedeutsamen Moment möglichst klar vorzulegen. Sehen wir aber nach, so finden wir, daß uns Treitschke von dieser Alles entscheidenden Persönlich-

[1] Beilage vom 9. Dezember.

keit sehr selten berichtet. Sogar Krisen der Verfassungsfrage verlaufen, ohne daß wir hören, wie sich der König dazu verhalten habe. Man sieht da recht, wie empfindlich es auch die Darstellung der preußischen Geschichte benachtheiligt, daß Treitschke darauf verzichtet hat, die Berichte der österreichischen, bayerischen und württembergischen Gesandten über den Berliner Hof kennen zu lernen. Es ergibt sich ja aus der Natur der Dinge, daß man über manche sehr wichtige Vorgänge in dem Leben eines Staats aus dessen eigenen Acten sich nicht genügend unterrichten kann. Was ein König persönlich mit seinen Ministern abmacht, was diese mündlich unter einander verhandeln, wird man häufig nur aus den Berichten fremder Diplomaten erfahren. Hie und da aber wußte man längst über Friedrich Wilhelm, was bei Treitschke nicht klarer, sondern dunkler geworden ist. Gleich die erste bedeutsame Kundgebung des Königs, wie er zu den Parteien seines Landes stehe, eine in der bisherigen Litteratur höchst beredte Kundgebung, ist bei Treitschke so stumm geworden, daß sie fast nichts mehr bedeutet.

Oesterreich fürchtete in Preußen schon vor dem Beginn des großen Entscheidungskampfes gegen Napoleon die Macht eines revolutionären Princips, dessen Entwicklung den österreichischen Interessen sehr unbequem, wenn nicht gefährlich werden könne. Seit dem Frühling 1813 arbeitete Metternich unermüdlich, König Friedrich Wilhelm die Augen zu öffnen über die höchst gefährlichen Menschen, welche in seinem Staate die monarchische Ordnung untergrüben. So lange der Krieg dauerte, fanden die preußischen Patrioten gegen die österreichischen Nachstellungen oft eine mächtige Stütze bei Kaiser Alexander von Rußland. Aber in den Pariser Verhandlungen, wo der Zar den preußischen Freund im Stiche ließ, um die französische Freundschaft zu gewinnen, gerieth er mit den preußischen Führern mehrfach in unangenehme Collisionen und Pertz erzählt, im Sommer und Herbst 1815 habe auch Alexander den König vor den bedenklichen Elementen in seiner Regierung und seinem Heere gewarnt. Da Castlereagh den starrsten Stabilitätsgrundsätzen huldigte, also in Bezug auf Preußen alle maßgebenden Einflüsse derselben Richtung folgten, so wurde natürlich während des zweiten Pariser Aufenthalts nichts versäumt, um den an sich ängstlichen König gegen seine tüchtigsten Diener und gegen die

politische Richtung, welcher er in der Hauptsache seit 1807 gefolgt war, mißtrauisch zu machen.

Von diesen Pariser Machinationen werden diejenigen wohl unterrichtet gewesen sein, welche in Preußen das dringendste Interesse hatten, daß der König dem Rath seiner Alliirten mehr folge, als dem seiner Minister und Generäle. In Preußen war der Parteikampf durch die königliche Verordnung vom 22. Mai 1815, welche „eine Repräsentation des Volkes" verhieß, mächtig verschärft worden. Es hing Alles daran, ob dieses königliche Wort Wahrheit werden solle, oder ob es den Gegnern Hardenbergs gelingen werde, Preußen nicht etwa beim Absolutismus festzuhalten, sondern zu jenem aristokratisch ständischen Wesen zurück zu führen, dessen Niedertretung durch den Großen Kurfürsten eine der wesentlichsten Voraussetzungen der preußischen Größe geworden war. Noch verweilte der König in Paris, als der Angriff auf litterarischem Gebicte eröffnet wurde.

Der erste Rector der Berliner Universität, Geh. Rath Schmalz, schrieb im August 1815 unter dem Vorwande, eine Stelle in der Venturini'schen Chronik für das Jahr 1808 zu berichtigen, „Ueber politische Vereine." Wenn man diese 16 Seiten heute liest, erstaunt man, wie ein hochgestellter, bis dahin allgemein geachteter Mann zu einer so niedrigen und zugleich ungeschickten Verleumdung kam. Auf den ersten 11 Seiten seiner Schrift berichtigte Schmalz mit großer Weitläufigkeit eine Stelle in einem vor fünf Jahren erschienenen Buche, welche überhaupt gar keiner Berichtigung bedurfte und welche außerdem auf Schmalz' Veranlassung schon vor vier Jahren in dem nächsten Bande der Chronik berichtigt worden war. Da aber Schmalz über die politischen Vereine, denen er eigentlich zu Leibe wollte, mit aller Mühe nicht mehr als vier Seiten zusammen zu bringen wußte, so wärmte er jene alte Geschichte wieder auf, um doch wenigstens einen Bogen füllen zu können. Was er nun aber über die politischen Verbindungen sagte, war ein Gewebe der leersten Phantasien und unwürdigsten Schmähungen. Ohne sich die Mühe zu nehmen, das Dasein solcher Verbindungen mit einem Worte zu beweisen, entwarf er von ihrer Thätigkeit und Wirksamkeit die schwärzeste Schilderung. Sie verbreiteten „Furcht unter den Bürgern aller teutschen Lande und erfüllten die rechtlichen Bürger der

preußischen Staaten mit Unwillen." Sie führten „pöbelhafte Schmähreden gegen andere Regierungen und tolle Declamationen über Vereinigung des ganzen Teutschland unter einer Regierung." „Wie vormals die Jacobiner die Menschheit, so spiegeln sie die Teutschheit vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir jeder seinem Fürsten verwandt sind." „Diese Menschen wollen durch Krieg der Teutschen gegen Teutsche Eintracht in Teutschland bringen; durch bitteren gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen; und durch Mord, Plünderung und Nothzucht altteutsche Redlichkeit und Zucht vermehren." Sie rühmten sich, die Erhebung von 1813 sei wesentlich ihr Werk. Das sei kecke Unwahrheit. „Weder von solcher Begeisterung, noch von Begeisterung durch sie war 1813 eine Spur bei uns." Vielmehr sei die Sache so gewesen, daß das ganze Volk ruhig auf den Wink des Königs gewartet habe. Erst auf den Aufruf des Königs habe sich das Volk erhoben. „Keine Begeisterung, überall ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl. Alles eilte zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt."

So wagte dieser Wortführer der altpreußischen Partei acht Wochen nach der Schlacht bei Waterloo die Erhebung des preußischen Volkes und die Führer dieser Erhebung zu schmähen; denn unter den politischen Vereinen, welche er mit so schweren Anschuldigungen belud, meinte er die thatsächlich durch Gleichheit der Gesinnung und des Strebens verbundenen Männer, welche sich seit 1807 der Herstellung Preußens und Deutschlands mit ganzer Seele gewidmet hatten. Daher traten denn auch rasch nach einander Niebuhr, Schleiermacher, Rühs, Krug, Koppe u. A. der Anklage mit scharfer Kritik entgegen. Wenn man diese für jene Zeit sehr lehrreichen Schriften liest, sieht man wohl, wie mächtig es in diesen Männern gährte, welche mit der höchsten Spannung erwarteten, ob die großen Thaten der letzten Jahre nun für Preußen und Deutschland Frucht bringen sollten oder nicht.

Was der erste Pariser Friede und der Wiener Congreß für Deutschland und Preußen geschaffen hatte, das besaßen diese Männer wohl ein Recht sehr dürftig zu finden. Daß der zweite Pariser Friede das bisher Versäumte kaum gut machen werde, begann in

ihrem Kreise eben bekannt zu werden. Denn am 30. August schrieb Gneisenau aus Paris an Schleiermacher: „In der Politik sieht es schlimm aus. Der Kaiser Alexander will an Frankreich einen Verbündeten sich erhalten und darum soll ihm nichts geschehen. Oesterreich buhlt ebenfalls um Frankreichs Freundschaft. Preußen allein fordert, was Recht ist. So soll demnach das unglückliche Deutschland stets die Gefahren neuer Kriege bestehen, die Niederlagen durch Verluste von Provinzen büßen, von Siegen aber keinen Vortheil ziehen. So haben wir zwar die alten Gefahren abgewendet, neue aber uns erfochten.“ Und während es so nach außen stand, entzündete Schmalz den widrigsten Hader im Innern. Deßhalb spricht aus den genannten Gegenschriften eine tiefe Entrüstung, ein wirklich sittlicher Zorn. Alle forderten den Ankläger auf, Beweise zu bringen für etwas, das er nie beweisen könne. Besonders Niebuhr erklärte mit dem größten Nachdruck, die ganze Denunciation sei ein leeres Märchen, politische Verbindungen seien schlechterdings gar nicht vorhanden. Am empfindlichsten stellte er ihn aber wegen der Behauptung an den Pranger, die von ihm Angeklagten wollten durch Mord, Plünderung und Nothzucht wirken. Worauf beruhte diese Anschuldigung? Arndt hatte 1814 in dem Katechismus für den deutschen Landwehrmann geschrieben, die deutschen Soldaten sollten, wenn sie nach Frankreich kämen, das Schwert der Rache schwingen gegen die, welche ihnen mit dem Eisen begegneten, „aber der Waffenlosen schonet und der Weiber und Kinder brauchet christlich und menschlich.“ Diesen alterthümlichen Ausdruck hatte der Parteihaß dahin verdreht, Arndt habe die deutschen Soldaten zur Nothzucht aufgefordert, und der Geh. Rath Schmalz hatte sich nicht geschämt, einen solchen gemeinen Unsinn der ganzen von ihm angeklagten Richtung in die Schuhe zu schieben.

Unter den vielen litterarischen und politischen Fehden, welche die deutsche Geschichte kennt, mögen sich wohl nur wenige finden, in welchen das Recht so klar und absolut ungemischt auf der einen Seite, alles Unrecht auf der andern gewesen. Aber während Männer wie Niebuhr und Schleiermacher dem argen Angriff mit verdienter Entrüstung begegneten, erschienen in zahlreichen gelehrten und politischen Zeitschriften wie auf Commando Artikel, welche das Verdienst des Hrn. Geh. Raths priesen, und in Kurzem erfuhr man,

daß König Friedrich von Württemberg, der getreue Vasall Napoleons, ihm seine Anerkennung durch Verleihung eines Ordens bezeigt habe. Endlich kehrte König Friedrich Wilhelm aus Frankreich zurück. Er fand sein Volk, statt durch den doppelten ruhmreichen Krieg in gehobener Stimmung vereinigt, durch widrigen Hader zerrissen. Es wäre wohl ein schöner königlicher Beruf gewesen, diesen Zwist in der rechten Weise zu beseitigen, die gesunkenen Hoffnungen aufzurichten. Der jetzt schon sehr gemäßigte und vorsichtige Niebuhr schreibt am 12. December: „Es ist hier (in Berlin) wie wohl überall in Deutschland eine sehr unbehagliche Stimmung. Die schönen Träume verfliegen einer nach dem andern, so daß man sich gestehen muß, die herrlichsten Gelegenheiten einen bleibend höheren Zustand zu gründen, seien verscherzt und verdorben; es sei eine sehr gemeine Zukunft zu befürchten." Niebuhrs Stellung war von der Art, daß er wohl wissen konnte wie die Dinge standen. Bald erfuhren es auch die Uneingeweihten.

Im Januar 1816 verbot der König die Fortsetzung der von Schmalz provocirten Fehde. Schmalz hatte in den zwei Entgegnungen, welche er versuchte, auf alle die schweren Angriffe so gar nichts zu erwidern gewußt, daß diese Niederschlagung der Polemik für ihn eine große Wohlthat war. Aber die Männer, welche jetzt schon des Königs Ohr hatten, wußten ihn zu einer noch stärkeren Maßregel zu bestimmen. Er gab dem Manne, welcher seine besten und treuesten Diener geschmäht, einen Orden. Das alte Verbot gegen geheime Gesellschaften wurde erneuert und die Bitte von Niebuhr und einer Anzahl anderer angesehener Männer, der König möge die Gerüchte über das Dasein geheimer Gesellschaften durch eine Commission untersuchen lassen, wurde abgewiesen. Niebuhr bemerkte dazu mit Recht, diese Maßregeln zeigten, „wie sehr der König und der Staatskanzler von jenen arglistigen Lügnern betrogen sind . . ., denn man würde doch die Gesetze gegen geheime Verbindungen nicht ins Andenken bringen, wenn man nicht an ihr Dasein glaubte." Gneisenau fand das so stark, daß er Hardenberg warnte, wer sich das gefallen lasse, werde sich bald mehr gefallen lassen müssen, und Stein soll ihn in demselben Sinne gemahnt haben.[1] Der König aber hatte mit der Ordensverleihung an

[1] Pertz, Leben Steins 5, 23. Leben Gneisenau's 5, 70.

Schmalz Partei genommen gegen die Männer, welche die preußische Politik seit acht Jahren wesentlich bestimmt hatten.

Es war ein überaus bedeutsamer Vorgang, der nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland den tiefsten Eindruck hervorbrachte. Ueberall hielt man dafür, Freund wie Feind, daß der König durch sein Eingreifen zu Gunsten des Geh. Rath Schmalz zu den großen Zeitfragen Stellung genommen habe. Treitschke aber schildert die höchst unzweideutige Handlung des Königs so, daß sie recht wenig bedeutet zu haben scheint. „Um Neujahr 1816," schreibt er S. 117, „machte eine würdig und freundlich gehaltene Verordnung des Königs dem Zanke ein Ende. Der Monarch erkannte offen an: dieselben Gesinnungen, welche die Stiftung des alten Tugendbundes veranlaßt, hätten im Jahre 1813 die Mehrheit des preußischen Volkes beseelt und die Rettung des Vaterlandes herbeigeführt, jetzt aber, im Frieden, könnten geheime Verbindungen nur schädlich werden. Das alte Verbot der geheimen Gesellschaften wurde erneuert, die Fortsetzung des litterarischen Streites untersagt, eine Untersuchung, welche Niebuhr und seine Freunde zu ihrer eigenen Rechtfertigung beantragt hatten, als überflüssig abgelehnt. Nun verstummte der Lärm; aber Jedermann fühlte, daß die arge Saat des Anklägers, der eben jetzt durch einen preußischen und württembergischen Orden ausgezeichnet wurde, doch nicht auf ganz undankbaren Boden gefallen war." Man sollte fast meinen, Treitschke habe, als er diese Sätze schrieb, die Correspondenzen Niebuhrs und Gneisenau's aus den Jahren 1815 und 1816 nicht gekannt. Sonst hätte er doch unmöglich eine „würdig und freundlich gehaltene Verordnung" nennen können, was für die besten Diener des Königs eine empfindliche Kränkung enthielt. Der arglose Leser denkt sich sehr wenig bei den Worten: „das alte Verbot der heimlichen Gesellschaften ward erneuert," da der Verfasser verschweigt, was dieses Verbot in sich schloß. Und über die Ordensverleihung wird er so geschickt hinweg geleitet, daß er sie kaum bemerkt. Da ihn Treitschke daran gewöhnt hat, bei jedem irgend erheblichen Anlaß den allerstärksten Ausdruck seines Urtheils zu vernehmen, so kann er sein Schweigen nur so verstehen, daß hier eigentlich nichts zu sagen sei, als daß die Saat des Anklägers „doch nicht auf ganz undankbaren Boden" gefallen sei. Sonst wird wohl Niemand

Treitschke zu den diplomatisirenden Schriftstellern rechnen, aber dieses „auf nicht ganz undankbaren Boden" ist ein vorzügliches Beispiel unangenehme Wahrheiten verhüllenden Ausdrucks.

Bei Rotteck weiß er sich deutlicher auszusprechen. „Karl v. Rotteck", heißt es S. 99, „blieb zwei Jahrzehnte hindurch der angesehene politische Lehrer des süddeutschen Bürgerthums, weil er weder die Kraft noch die Neigung besaß, sich irgendwie über die Durchschnittsansichten der Mittelklassen zu erheben." Das ist ja eine recht wunderbare Erscheinung, daß Jemand Jahrzehnte hindurch deßhalb der hochangesehene Lehrer von Hunderttausenden bleibt, weil er sich in nichts über ihre Bildung erheben kann und will. In dieser Lage befanden sich doch wohl die meisten Süddeutschen, welche es deßhalb doch nicht zum Ansehen Rottecks brachten. In Wahrheit muß denn auch Treitschke anerkennen, daß Rotteck doch noch andere Eigenschaften besaß, daß „der Rechtschaffene niemals um Volksgunst buhlte", daß er „mit unerschütterlichem Muthe, mit der warmen Beredsamkeit eines ehrlichen Herzens" für seine Ueberzeugung kämpfte, daß er „eine unter den deutschen Gelehrten damals noch seltene Leichtigkeit des Ausdrucks" besaß. Weßhalb da jenen schroffen, und streng genommen, widersinnigen Satz an die Spitze der Charakteristik dieses einflußreichen Mannes stellen? Er muß im ungünstigsten Lichte erscheinen, weil von diesem süddeutschen Liberalismus das wahre Unheil in unserer jüngsten Entwicklung hergeleitet werden soll. Deßhalb wird Rotteck Vieles aufgebürdet, was der Zeit überhaupt mehr oder weniger eigen war. „Die ganze Verbitterung des Liberalismus", heißt es S. 104, habe sich in Rottecks Schrift, „über stehende Heere und Nationalmiliz" entladen; er habe da das radicale Entweder — Oder gestellt: „wollen wir die Nation selbst zum Heer oder die Soldaten zu Bürgern machen?„ „Mit fanatischem Grimme" habe er sich gegen das preußische Wehrgesetz gewendet, das stehende Heer als die Stütze des Despotismus geschildert, kurzweg die Abschaffung desselben gefordert, „dergestalt, daß im Frieden nur eine kleine geworbene Truppe unterhalten, die Landwehr aber einige Wochen lang nothdürftig ausgebildet würde . . . Mit solcher Verblendung äußerte sich die Selbstüberhebung des kleinstaatlichen Liberalismus schon in seinen ersten Anfängen."

Unserer militärischen Gegenwart müssen in der That die An-

sichten Rottecks geradezu entsetzlich erscheinen. Nun aber fügt es sich eigenthümlich, daß Treitschke S. 225 von den Ansichten hochgestellter preußischer Beamten ziemlich Aenliches berichten muß. Schuckmann, der Minister des Innern, sagt er, „hielt für unzweifelhaft, daß ein gebildeter junger Munn in höchstens sechs Wochen zum brauchbaren Infanteristen erzogen werden könne, Solms-Laubach (der Oberpräsident der Rheinprovinz) rieth, die akademische Jugend von Bonn und Düsseldorf nur zu einigen Sonntagsübungen einzuberufen. Schön blickte mit philosophischem Hochmuth auf die Paradekünste der Kriegshandwerker nieder; er wollte alle Offiziere der Landwehr bis zum Obersten hinauf durch die Kreisstände wählen lassen und meinte drei Tage Uebungen im Jahre genügten vollauf zur Schulung eines Freiwilligen." Treitschke selbst muß gestehen: „So tief war jene Geringschätzung der streng militärischen Ausbildung, die aus Rottecks Schriften sprach, bis in die Kreise der Staatsmänner hineingedrungen. Unter den namhaften Publicisten Preußens fand sich kaum einer, der ein Verständniß zeigte für die Voraussetzungen eines kriegstüchtigen Heerwesens." Wenn dem so war, wie kann dann Treitschke verantworten, daß er aus ähnlichen Ansichten Rottecks kurzweg die „Verblendung und Selbstüberhebung des kleinstaatlichen Liberalismus" folgert?

Wenn wir hier selbst das bescheidenste Maß historischer Gerechtigkeit vermissen, so wird die ganze Charakteristik Rottecks durch auffallende Incorrectheiten entstellt. S. 105 spricht Treitschke von dem „ingrimmigen Adelshasse, der sich in allen Zeitungen und Flugschriften der Oppositionspartei aussprach." „Ingrimmig?" das sind so Ausdrücke, wie sie Treitschke liebt, dem das Maßvolle förmlich widerstrebt. Was aber den Adelshaß angeht, so brauchen wir nur umzublättern, um zu lesen, wie „der Adelshochmuth oft sehr herausfordernd auftrat," und eine Reihe von Thatsachen zu erfahren, welche jenen Haß einigermaßen erklären. Das Schlimmste aber ist, wie Treitschke bei der Schilderung Rottecks und seines beherrschenden Einflusses auf den süddeutschen Liberalismus mit der größten Willkür die Zeiten durch einander wirft. Er stellt Rottecks Charakteristik in das Capitel: „Geistige Strömungen der ersten Friedensjahre." Er wollte hier die geistige Lage der Nation schildern, wie sie war, als die politischen Kämpfe begannen. Wenn er nicht durchaus ver-

schiedene Epochen vermengen wollte, mußte er die Thätigkeit Rottecks vor und nach 1819 streng scheiden. Denn der Liberalismus, welcher die Schuld der Reaction von 1819 tragen oder diese wenigstens erklären soll, kann doch unmöglich mit den wesentlich verschiedenen Anschauungen zusammen geworfen werden, welche sich in Folge der Karlsbader Beschlüsse entwickelten. Treitschke aber nimmt keinen Anstand zur Charakteristik des Liberalismus in den ersten Friedensjahren Aeußerungen zu verwerthen, welche Rotteck im letzten Bande seiner Weltgeschichte gethan hat. Dieser letzte Band erschien 1826, in der trübsten Zeit der deutschen Restauration.

Und wie eigenthümlich ist es doch, daß uns Treitschke elf Seiten lang von Rotteck unterhält, während er Haller auf einer einzigen Seite abfertigt! Der in Wahrheit einflußreiche politische Schriftsteller war damals nicht Rotteck, sondern Haller, dessen „Restauration der Staatswissenschaft" die „Feudalen der märkischen Ritterschaft mit Jubel begrüßten," in dessen grundherrlichem Staate „der Kronprinz und seine romantischen Freunde die Farbenpracht des Mittelalters wieder zu erkennen meinten." Während aber die Leser von Treitschke's Buch einen tiefen Eindruck erhalten werden von der „Verblendung und Selbstüberhebung des kleinstaatlichen Liberalismus," werden wohl nur wenige die Theorie des Hrn. v. Haller im Gedächtniß behalten, welcher dem preußischen Staate in seiner ruhmreichsten Gestalt recht eigentlich den Krieg erklärte, aber nichtsdestoweniger in höchst einflußreichen Kreisen dieses Staates die lebhafteste Zustimmung fand.

3. Die Burschenschaft und Fürst Metternich.[1]

So viel man über die Burschenschaft geschrieben hat, so schwer fällt es doch unserer Zeit, sich in das eigenthümlich phantastische und nebelhafte Wesen dieser akademischen Schwärmer zu versetzen. Ueber allem Deutschen lag damals, sobald es sich dem Gebiete des Staatslebens zu nähern suchte, etwas seltsam Dämmeriges. Fast

[1] Beil. vom 12. Dec.

Alles, was damals an politischen Plänen geboren wurde, zeichnete sich durch eine merkwürdige Unfähigkeit aus, den politischen Realitäten gerecht zu werden. Die Erklärung liegt darin, daß man erst seit Kurzem begonnen hatte, politisch zu denken und nun sein Gebäude auf einem durch zwanzigjährige Stürme völlig umgewühlten Boden aufführen sollte. Ein seit Jahrhunderten aller politischen Thätigkeit entwöhntes Volk machte die ersten Versuche, an seine staatliche Existenz selbst die Hand zu legen, und zwar ein Volk, das von jeher auf jedem anderen Gebiete mehr Geschick und Talent bewiesen hatte, als auf dem politischen. Der Enthusiasmus der Jahre 1813—15 hatte überdies die Klarheit des politischen Denkens unmöglich befördern können. Und nun stellten sich den größten Erfolgen der deutschen Heere die kläglichen Resultate der Friedensschlüsse und der schwärmerischen Sehnsucht nach deutscher Macht und Einheit die fade Nichtigkeit des Bundestages gegenüber! Nach furchtbaren, mehr als zwanzigjährigen Erschütterungen sank die Welt erschöpft in tiefe Gleichgültigkeit, nirgends mehr als in Deutschland, vorzüglich in dem am schwersten von den vergangenen Stürmen heimgesuchten Preußen. Nur ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung hielt an den hochfliegenden Ideen der Freiheitskriege fest, hauptsächlich die jungen Freiwilligen, welche überall bis an den Main hin von Universitäten und Schulen in die Heere geströmt waren. Sie kehrten nicht ermüdet, sondern von der heißesten Schwärmerei erfüllt, in die Hörsäle zurück, und diese Schwärmerei stieg zu gelegentlich ganz toller Ekstase, sobald sie mit der Oede eines höchst kümmerlichen, sorgenvollen Daseins und der Indolenz eines jedem patriotischen Schwunge rasch wieder entfremdeten Philisteriums in Conflict gerieth.

Man ist bisher der Meinung gewesen, in diesem studentischen Treiben habe sich neben vielen vortrefflichen Bestrebungen ein vielfach unreifes und ungesundes, aber politisch harmloses Wesen entfaltet, das den Machthabern keinerlei Recht zu scharfem Einschreiten gegeben, das dann aber durch die Demagogenverfolgung in eine sehr gefährliche Richtung getrieben worden sei. Treitschke stimmt dieser Auffassung zwar im Ganzen zu, aber doch mit einer sehr wesentlichen Modification. Einmal betont er die übeln Seiten des damaligen burschenschaftlichen Lebens mehr als billig, und läßt

namentlich an den liberalen Jenaer Professoren die ganze Heftigkeit seines erhabenen Zornes aus; vor Allem aber zeigt er in der Burschenschaft schon vor 1819 ein höchst gefährliches Element auf, das denn doch wirklich den Regierungen die Pflicht auferlegen mußte, energisch einzuschreiten. Es sind die Gebrüder Follen, um die es sich da wesentlich handelt, namentlich Karl Follen, der Vater der „Unbedingten". Erst aus 1873 erschienenen Aufzeichnungen eines gewissen Fr. Münch, eines Universitätsfreundes von Follen, ist uns über die politischen Bestrebungen desselben in den Jahren 1816—19 nähere Kunde geworden. Treitschke erklärt diese Aufzeichnungen, obwohl sie mehr als fünfzig Jahre später gemacht zu sein scheinen, ohne weiteres für glaubwürdig und ohne die von Follens Wittwe verfaßte ausführliche Biographie verglichen zu haben, obwohl Münch selbst sagt, daß er von dieser Biographie „wesentlich" abgewichen sei. Ist das nun schon ein historisch ziemlich gewagtes Verfahren, so widerspricht es allen Gesetzen historischer Treue, wie Treitschke in der Charakteristik Follens von seiner Quelle abweicht. Er nennt ihn S. 437 ff. einen „Fanatiker des harten Verstandes, im Grunde einen unfruchtbaren Kopf", einen „Jacobiner schlechtweg", ja sogar einen Vorläufer der russischen Nihilisten, der aber „seinem Nihilismus einen christlichen Mantel umgehängt". Wie man aus den von Münch mitgetheilten Thatsachen eine solche Ansicht gewinnen, wie man die edeln Züge in Follens Natur einfach beseitigen kann, ist schwer zu begreifen. Münchs Erinnerungen führen jeden Leser auf Channing, mit dem Follen später in Amerika durch die innigste Freundschaft verbunden war. Channing hat nun auf seinen früh umgekommenen Amtsbruder eine Gedächtnißrede gehalten, die man mit Treitschke's Charakteristik vergleichen muß, um zu erkennen, ein wie schweres Unrecht dieser einem Manne gethan hat, der in seiner Jugend allerdings in seltsame und schwere politische Verirrungen gerieth, der aber in jeder Lebensperiode (denn der Follen von 1816 ist mit dem von 1840 in seinen Grundzügen identisch) so viel Edles, Reines, wahrhaft Hochherziges und wahrhaft Christliches besaß, daß man, wie sehr man auch seine Gießener und Jenaer Doctrinen verurtheilen muß, doch seinen Charakter stets hochachten wird. Dieser Karl Follen, von dem Treitschke ein so abschreckendes Zerrbild entwirft, hat sich

in den dreißiger Jahren in Amerika u. A. die größten Verdienste um die dort lebenden Deutschen erworben und um die Würdigung deutscher Bildung durch die Amerikaner.

Nun aber genügt es Treitschke nicht, die deutsche Burschenschaft mit den Excessen Follens zu beladen, wie sie Münch berichtet; auch die bekannten Aufzeichnungen H. Leo's, deren tendentiöser Charakter jedem historisch geschulten Forscher sofort in die Augen springt, werden herangezogen, und diese beiden an sich sehr bedenklichen Quellen derart combinirt, daß jedesmal diejenige den Vorzug erhält, welche die schwärzeren Farben bietet. Nach Münch gelang es Follen in Jena, wohin er im Herbst 1818 gegangen war, unter der Burschenschaft für seine radicale Lehre nur drei Anhänger zu gewinnen; hier folgt Treitschke Leo, der von einem „Kreise" spricht, den Follen in Jena um sich gebildet. Umgekehrt ist Leo der Ansicht, Sand sei nicht einmal Mitglied des engeren Follen'schen Kreises gewesen, geschweige denn, daß er von Follen zur Ermordung Kotzebue's veranlaßt worden: hier folgt Treitschke Münch, der in einer psychologisch schwer glaublichen Deduction Sands That auf Follen zurückführt. Endlich aber erzählt Treitschke sogar Dinge, welche sich weder bei Münch, noch bei Leo finden. Dieser berichtet, als im Herbst 1818 Kaiser Alexander in Weimar geweilt, hätten die Unbedingten in Jena eine geheime Sitzung berufen, und da die Ermordung des Kaisers vorgeschlagen, um den Muth der Ihrigen zu prüfen. Denn Follen habe gewußt, daß der Zar bereits von Weimar abgereist. Dieser Bericht Leo's ist Treitschke nicht scharf genug; er schreibt: „man behauptete nachträglich, daß die Führer dies (des Kaisers Abreise) gewußt hätten." Eine derartige Methode der Quellenbenützung, deren Originalität Niemand bestreiten wird, läßt natürlich jedes Resultat finden, welches dem Verfasser wünschenswerth erscheint.

Wenn nun aber die Dinge so standen, wie Treitschke sie schildert, wenn auf den Universitäten die von Follen gepredigte Lehre des Meuchelmords in weiten Kreisen Beifall fand, wenn die That Sands nicht das Product eines verschrobenen Kopfes, sondern die Folge einer planmäßigen Verabredung war, wenn Follen mit den französischen Revolutionären in Verbindung stand, wenn die Jenaer Professoren in ihren Blättern die schlimmsten Doctrinen verkün-

digten, wenn die Zustände auf den deutschen Universitäten so wurden, daß sie an den Nihilismus erinnerten, so waren ja doch Metternich, Gentz, Kamptz u. s. w. vollständig in ihrem Recht, wenn sie gegen dieses Unwesen mit den schärfsten Mitteln einschreiten wollten. Sobald aber nun Metternich seinen Feldzug gegen die deutschen Universitäten beginnt, welcher in erster Linie wieder auf Preußen abzielt, kehrt Treitschke den Stiel um. Jetzt hebt er hervor, „wie klein und machtlos die Schaar der Unbedingten war," jetzt gießt er die volle Schale seines Zorns und mehr noch seiner Verachtung über Metternich aus. Man fühlt sich wirklich in diesem Buche eigenthümlich hin- und hergeworfen. Zuerst sieht man unter der studierenden Jugend den allerschlimmsten Radicalismus annähernd die Bedeutung gewinnen, welche ihm Metternich zugeschrieben hat, sodann wird dieser Metternich, der jenes böse Feuer ausgetreten, zu einer nahezu lächerlichen Figur degradirt. Metternichs Selbstgefühl, lesen wir schon Seite 125, hatte sich zu „unermeßlichem Dünkel" gesteigert. „Die ganze neue Ordnung der europäischen Dinge erschien ihm als sein persönliches Werk. Die tiefe Unwahrhaftigkeit seines Geistes erleichterte ihm, sich die Thatsachen zurecht zu legen; die Bilder der Vergangenheit verschoben sich vor seinen Blicken, und bald sah er in der Geschichte des letzten Menschenalters ein ungeheures Gewirr von Thorheit und Verbrechen: nur er, er allein war inmitten der allgemeinen Bethörung immerdar frei geblieben von Leidenschaft, Irrthum und Eigenliebe." Seitdem war es mit dem mächtigsten Manne Europa's wo möglich noch schlimmer geworden. Da die deutschen Höfe, heißt es Seite 531, von blindem Schrecken über die Ermordung Kotzebue's überwältigt wurden, „schwelgte Metternich im Gefühle befriedigter Eitelkeit: wieder einmal hatte er Alles voraus gewußt, die teuflischen Pläne der Verworfenen waren aufgedeckt." Metternich befand sich gerade mit Kaiser Franz in Italien; er schrieb aus Rom und Neapel an seine Gemahlin Reiseberichte, „welche auf unbefangene Leser etwa den Eindruck machen, als wenn ein wißbegieriger Kaufmannsdiener sie geschrieben und der selige Baron Münchhausen einige historisch-statistische Berichtigungen hinzugefügt hätte." Von der wirklichen Lage Italiens begriff er so wenig, wie von der Deutschlands. Da nun erreichte ihn der Hülferuf der kleinen Höfe. „Wie hätte der

eitelste der Menschen sich jetzt vor wahnsinniger Selbstberäucherung bewahren sollen?"

Ganz gut. Aber wie in aller Welt kam so ein eitler, leerer, unwissender, urtheilsloser Mensch dazu, sich nicht nur die Angst der kleinen Höfe, sondern auch die Monarchie Friedrichs d. Gr. unterthänig zu machen? Allen diesen Nichtigkeiten in Metternichs Charakter, in deren Ausmalung Treitschke wahrhaft schwelgt, muß doch auch wohl irgend eine bedeutende Fähigkeit gegenüber gestanden haben, von der wir niemals hören. Diese pathetische Geschichtschreibung geräth wahrlich in die wunderlichsten Widersprüche. Den König von Preußen schildert uns Treitschke durchweg als einsichtig, gewissenhaft, edel. Während er uns von der Angst der süddeutschen Höfe erzählt, von dem „furchtsamen Max Joseph" spricht, der sich selbst durch die Studenten bedroht gehalten habe, heißt es auf der nächsten Seite 530: „Weit folgenreicher wurde der Umschwung der Meinungen am Berliner Hofe. . . . . Der König ward täglich unzufriedener mit seinem Staatskanzler; er schloß aus den thörichten Artikeln liberaler Blätter auf das Dasein einer mächtigen Verschwörung. . . . . Als nun Sands That kund wurde, da fühlte sich der gewissenhafte Monarch in seinen heiligsten Empfindungen verletzt; er hielt es für Fürstenpflicht, mit unnachsichtiger Strenge einzuschreiten." Wodurch Treitschke berechtigt ist, bei den süddeutschen Königen ohne Weiteres Angst und persönliche Furcht anzunehmen, während er den König von Preußen nur durch seine Gewissenhaftigkeit bewogen werden läßt, würde er wohl schwerlich angeben können. Denn kein einziger deutscher Staat (Oesterreich natürlich ausgenommen) war von den akademischen und liberalen Thorheiten weniger berührt worden als Preußen. Kein einziger deutscher Monarch hatte so glänzende Beweise von der unbedingten Treue seines Volkes erhalten wie Friedrich Wilhelm, kein einziger hatte so erleuchtete Männer um seinen Thron versammelt, welche ihm den wahren Stand der Dinge aufdecken konnten. Wie in aller Welt geschah es nun, daß die übrigen deutschen Fürsten der Furcht gehorchten, dieser Einzige durch Gewissenhaftigkeit bewogen wurde, seinen glorreichen preußischen Staat einem so nichtigen Staatskünstler wie Metternich zu unterwerfen? Es ist überraschend, daß Treitschke in seinem Eifer gar nicht bemerkt hat, wie empfindlich

er durch die Unterschätzung Metternichs Friedrich Wilhelm III getroffen hat. Wenn Metternich ein so ganz leerer Kopf war, wie ihn Treitschke schildert, so fällt für das, was Friedrich Wilhelm im Sommer 1819 that, die letzte Entschuldigung fort. Wie aber Treitschke seinen König auch über diesen bedenklichsten Punkt hinüber zu retten weiß, wollen wir zum Schluß betrachten.

4. Karlsbad.

Der Leser erinnert sich, wie Fürst Metternich längst die größte Gefahr für die Verwirklichung seiner politischen Absichten in dem revolutionären Geiste sah, der nach seiner Meinung im preußischen Heere und der preußischen Verwaltung herrschte. Er hatte ohne Zweifel keine Gelegenheit versäumt, dieser Gefahr entgegen zu arbeiten und vor Allem König Friedrich Wilhelm für seine Anschauungen zu gewinnen. Treitschke weiß uns indessen, wie schon bemerkt, von dieser geheimen Minirarbeit des Fürsten nichts zu berichten; erst beim Aachener Congreß im Herbst 1818 erzählt er dann nach dem, was wir seit anderthalb Jahren aus Metternichs Papieren kennen. Friedrich Wilhelm hatte damals erleben müssen, daß seine rheinischen Unterthanen den Kaiser Franz wie im Triumphzuge den Rhein hinabführten, während sie von ihrem neuen Landesherrn kaum Notiz nahmen. „In dem bigotten Aachen," schreibt Treitschke S. 466, „wurde der Oesterreicher, wo er sich zeigte, mit stürmischem Hochruf begrüßt, um den König und den Zaren kümmerte sich Niemand; der Kaiser, sagte man laut, ist hier in seinem Land, „de Prüß" ist hier fremd. Als König Friedrich Wilhelm seinen österreichischen Gast in das Münster führte, empfing die gesammte Klerisei den Kaiser am Portal — wie der österreichische „Beobachter" in einem unverschämten Artikel behaglich schilderte — und geleitete ihn zum Grabe Karls d. Gr., wo ein Betstuhl für ihn bereit stand und ihm die berühmten Reliquien dargereicht wurden; während dem stand der evangelische Landesherr dieser Geistlichen mit seinem Kronprinzen unbeachtet zur Seite. Welch' ein Auftritt! Dank und Ehrfurcht für diesen

Lothringer, der die Krone der Karolinger in den Koth geworfen hatte, hier am Grabe des ersten Kaisers, in derselben alten Krönungsstadt, wo er vierzehn Jahre zuvor eidbrüchig dem Kaiserthum des Usurpators seine Huldigung dargebracht; und freche Geringschätzung der Unterthanen gegen den edlen deutschen Fürsten, der dieser Westmark das fremde Joch vom Nacken genommen..... Wahrlich ein Geschlecht, das so empfand, war noch nicht reif für die Einheit."

Es scheint, daß auf König Friedrich Wilhelm diese Erlebnisse einen weniger peinlichen Eindruck machten, als auf seinen bewundernden Geschichtsschreiber. Denn eben jetzt, eben hier in Aachen lieh er zum ersten Male, wie wenigstens Treitschke meint, Metternichs Einflüsterungen ein bereitwilliges Gehör. „Friedrich Wilhelm", schreibt er S. 488, „hatte ihn bisher immer mit stillem Mißtrauen betrachtet; er vergaß es nicht, daß Metternich den preußischen Staat um Sachsen, die deutsche Nation um das Elsaß betrogen hatte. Hier in Aachen zum ersten Male gestattete er dem Verdächtigen eine vertrauliche Annäherung." Der König habe dunkel empfunden, daß ein unheimlicher Geist in der deutschen Jugend arbeite, und, da er das Maß der Gefahr nicht übersehn, nach einer zuverlässigen Belehrung gesucht. Hardenberg habe auf dem Congreß eine traurige Figur gespielt, Kaiser Alexander in ähnlich unbestimmter Besorgniß geschwebt. „Nur Metternich erschien fest, sicher, ganz mit sich im Reinen, er allein wußte was er wollte." Da er nun des Königs Vertrauen gewann, theilte er ihm seine Ueberzeugung mit, daß die revolutionäre Partei ihre Hochburg in Preußen habe, daß sie sich da in die höchsten Kreise des Heeres und des Beamtenthums verzweige, daß mithin in des Königs Hand das Schicksal der Welt liege. „Er bemerkte wohl, daß seine Worte einigen Eindruck machten, doch klagte er bei seinem Kaiser über Friedrich Wilhelms bedauerliche Schwäche, da der gesunde Menschenverstand des Königs nicht sogleich an alle die Wahngebilde der österreichischen Gespensterfurcht glauben wollte."

Nachdem Metternich so vorgearbeitet, übersandte er dem Fürsten Wittgenstein, „dem zuverlässigsten seiner preußischen Freunde," zwei große Denkschriften über die Lage des preußischen Staates, welche man im dritten Bande der Sammlung „Aus Metternichs nach-

gelassenen Papieren" lesen kann. „Unter Allem, was aus Metternichs Feder floß," sagt Treitschke, „beweist die Denkschrift über die preußische Verfassung wohl am deutlichsten die klägliche Gedankenarmuth dieses Kopfes, der nur durch seine diplomatische Schlauheit, durch die Gunst des Glücks und durch die Aengstlichkeit der anderen Höfe dahin gelangen konnte, die Welt während eines Menschenalters über seine Nichtigkeit zu täuschen. Von der fundamentalen Verschiedenheit der politischen Aufgaben eines nationalen Staates wie Preußen und eines Völkergemisches wie Oesterreich begriff er nicht das Mindeste." In der That, wenn man diese Denkschrift zum ersten Male liest, faßt man sich wohl an den Kopf, ob man träume oder wache. Keckere, ja widersinnigere Sophismen mag wohl selten ein Staatsmann niedergeschrieben haben. Aber das weit Erstaunlichere ist doch, daß nicht nur Metternich es wagen konnte, diese unglaublichen Behauptungen über den preußischen Staat dem Könige dieses Staates vorlegen zu lassen, sondern daß sie auf den „gesunden Menschenverstand" desselben einen verhängnißvollen Eindruck machen konnten. In der Politik handelt es sich bekanntlich leider sehr oft nicht um die Richtigkeit, sondern um die Wirksamkeit dessen, was man sagt oder schreibt. Metternich konnte es nicht darauf ankommen, dem Könige von Preußen über seinen Staat Wahres zu sagen, sondern ihn in die Irre zu führen. Daß er selbst von der Natur des preußischen Staates sehr seltsame Begriffe hatte (vielleicht übrigens hatte er sie gar nicht einmal so, wie er sie vorgab), das war für den österreichischen Staatsmann weit nicht so schlimm, als für den König von Preußen, daß er sich durch so unerhörte Erfindungen über seinen eigenen Staat berühren ließ. Wenn die Indignation des preußischen Historikers bei dieser Gelegenheit sich aussprechen mußte, so hatte sie sich offenbar nicht gegen den fremden Minister zu richten. Metternich hatte richtig gerechnet, worauf es bei dem Staatsmanne in erster Linie ankommt. Von Aachen, konnte er später rühmen, wird man dereinst die Rettung der preußischen Monarchie datiren, d. h. ihre Unterwerfung unter Oesterreich.

Wer weiß, daß die Diatriben Metternichs in Aachen beim preußischen Könige Erfolg hatten, der muß wohl darauf gefaßt sein, daß Metternich nach der Ermordung Kotzebue's über den

Geist Friedrich Wilhelms noch größere Triumphe errungen haben wird. Dennoch gehört, was im Sommer 1819 geschah, zum Erstaunlichsten in der ganzen preußischen Geschichte. Sobald Metternich in Italien den Entschluß gefaßt hatte, den günstigen Moment für die völlige Fesselung des deutschen Geistes zu benützen, war natürlich seine wichtigste Aufgabe, sich des Königs von Preußen vollkommen zu versichern. Er erreichte, daß der König selbst ihn vor dem Beginne der Karlsbader Conferenzen zu einer vertraulichen Besprechung nach Teplitz einlud. Wir besitzen in der erwähnten Sammlung die Berichte, welche Metternich unmittelbar nach seinen Unterredungen mit dem Könige und seinen Ministern an Kaiser Franz richtete; unendlich merkwürdige und wichtige Actenstücke, denn sie enthüllen uns die eigentliche Quelle des Unheils, welches in jenem Sommer über unser Volk hereinbrach.

Metternich schreibt seinem Kaiser am 30. Juli aus Teplitz über die erste Unterredung, welche er den Tag zuvor mit dem Könige gehabt: „Der König empfing mich äußerst freundlich und sagte: Sie kommen mich hier in einer schweren Zeit besuchen; vor sechs Jahren hatten wir mit dem Feinde im offenen Felde zu kämpfen; nun schleicht er verlarvt umher. Sie wissen, daß ich Ihren Ansichten alles Vertrauen schenke. Sie haben mich längst gewarnt und Alles ist eingetroffen." Metternich erwiederte, sein Kaiser sei überzeugt, der Unfug in Deutschland habe eine solche Höhe erreicht, daß der Tag der Entscheidung gekommen sei. Der Kaiser sei gern bereit, Preußen seine Hülfe zu gewähren, müsse aber vor Allem wissen, wie es mit Preußen selbst stehe. Man sehe wohl den König, aber nicht die königliche Gewalt; lasse der König dem Uebel, welches seinen Thron und selbst seine Person bedrohe, freien Lauf, so müsse der Kaiser sich „in seine Hülle zurückziehen". „Sie wissen", antwortete mir der König, „daß Niemand mehr als ich das Gute will. Meine Lage ist aber schwer; denn es fehlen mir Leute. Das Mögliche muß jedoch geschehen und deßhalb vertraue ich auf Sie, daß Sie mir helfen, über einen gemessenen Gang übereinzukommen." Metternich erging sich darauf in den schärfsten Aeußerungen über die preußische Verwaltung, die so inficirt sei, daß er nur geringe Hoffnung hegen könne. „Jeder Ew. M. bisher ertheilte Rath war nicht gut, oder schlecht ins Werk gesetzt. Die entdeckte

Verschwörung (welche bekanntlich gar nicht existirte) ist nichts als die That, welche stets der Lehre folgt. Diese Verschwörung hat ihren Ursprung und ihren Sitz in Preußen; die unteren Verschwörer sind heute bekannt, die oberen sind es noch nicht, sie stehen aber sicher in den höchsten Regionen Ihrer eigenen Diener." Wie er über Hardenberg denke, wisse der König. „Er ist alt und am Geiste wie körperlich gebrechlich. Er will stets das Gute und unterstützt nur zu häufig das Schlechte." „Sie wissen", antwortete der König, „daß ich den Fürsten Hardenberg sehr gut kenne; sein Unglück ist seine Umgebung, unter welcher sehr kuriöse Menschen stecken." „Warum leiden Ew. M. diese Menschen? Warum haben Sie jeder bekannt schlechten und gefährlichen Institution Spielraum gelassen?" „Sie haben vollkommen Recht", entgegnete der König, „aber so geht es, wenn die Leute alt werden. Mein Wunsch ist nun, daß während Ihrer Anwesenheit Grundsätze festgesetzt werden, welche sodann unverbrüchlich ausgeführt werden sollen. Ich wünsche, daß Sie dieselben mit dem Staatskanzler ganz feststellen." „Die ganze Sache beschränkt sich auf einen Satz", erwiederte ich. „Sind Ew. M. entschlossen keine Volksvertretung in Ihrem Staate einzuführen, der sich weniger als irgend ein anderer hiezu eignet, so ist die Möglichkeit der Hülfe vorhanden. Außer derselben besteht keine andere... Ich bin bereit dem Staatskanzler meine Ansichten zu entwickeln; ich bitte Ew. M. aber, zu dieser Conferenz die Minister Graf Bernstorff und Fürst Wittgenstein ebenfalls zu benennen." „Dieß war bereits meine Idee", sagte mir der König, „trachten Sie die Leute schriftlich zu binden; auf den Fürsten Wittgenstein können Sie sich vollkommen verlassen."

Hören wir, wie Treitschke die Sache auf Grund dieses Metternich'schen Berichtes, unserer einzigen Quelle, schildert. Der König, sagt er S. 550, sei wegen der unheimlichen demagogischen Pläne aufs Aeußerste beunruhigt gewesen, verstimmt über die Rathlosigkeit seiner Minister. „Er gab sich vertrauensvoll den Rathschlägen des Oesterreichers hin, der schon in Aachen so trefflichen Rath gegeben hatte." Er referirt darauf das was Metternich dem Könige gesagt, daß „noch Alles gerettet werden könne, wenn die Krone sich entschließe, ihrem Staate keine Volksvertretung in dem modernen demokratischen Sinne zu geben, sondern sich mit Stän-

den zu begnügen." Die hier gesperrten Worte hat, wie sich der Leser überzeugen kann, Treitschke dem Berichte Metternichs hinzugefügt, welcher einfach dem Könige räth, „keine Volksvertretung einzuführen." Dieser willkürliche Zusatz war aber für unsern Geschichtschreiber nöthig, um fortfahren zu können: „Die Zustimmung des Königs zu diesem Vorschlage verstand sich fast von selbst, da Hardenbergs Verfassungspläne selbst immer nur eine Vertretung der drei Stände, nicht eine Repräsentation des Volkes als einer ungeschiedenen Masse, bezweckt hatten." Von der Aeußerung des Königs: „Trachten Sie die Leute schriftlich zu binden," von der ganzen Stellung, welche der König in diesem beispiellosen Gespräche einnahm, wie er seinen Staatskanzler dem österreichischen Minister auslieferte, von all dem weiß Treitschke nichts; wohl aber hält er sich berechtigt, nachdem er den Gang der Verhandlungen Metternichs mit den preußischen Ministern berichtet hat, zu schreiben: „Wie ein reuiger Sünder, ohne jede förmliche Gegenleistung gab die Monarchie Friedrichs des Großen einer fremden Macht eine Zusage über innere Angelegenheiten, deren Regelung jeder selbstbewußte Staat sich selbst vorbehalten muß; und frohlockend meldete Metternich seinem Kaiser das Engagement Preußens, keine Volksvertretung zu geben. Es war die schimpflichste Demüthigung, welche Hardenberg jemals über Preußen gebracht hat."

Nach dieser Probe, mit welcher Willkür Treitschke die klarsten Thatsachen umzubiegen versteht, muß man leider bekennen, daß man nicht weiß, wie weit man seiner Darstellung trauen darf, wo sie auf handschriftlichen Quellen ruht. Wo wir sie bisher an der Hand der gedruckten Litteratur geprüft haben, hat sie sich in einer Reihe der wichtigsten Fälle als vollkommen unzuverlässig erwiesen. Die Ungerechtigkeit seines Urtheils tritt aber wohl am stärksten hervor, wenn man seine Art, König Friedrich Wilhelms Verhalten in Teplitz zu rechtfertigen, die ganze schwere Schuld desselben auf den von ihm gefesselten Hardenberg zu werfen, mit seinen gleichzeitigen Urtheilen über König Wilhelm von Württemberg vergleicht. „Glücklicher," lesen wir S. 545, „fuhr der König von Württemberg. Wer hätte auch die krummen Wege dieses Meisters der Falschheit berechnen und durchkreuzen können?" „Seit zwei Jahren," heißt es S. 546, „befand er sich wohl bei einem Doppelspiele, das seiner

ränkesüchtigen Natur allmählich zum Bedürfniß wurde" u. s. w. Man sieht, das alte sine ira et studio ist für diesen Geschichtschreiber nicht vorhanden. Unbefangene Wahrheitsliebe, Sorgfalt ruhiger Untersuchung, Gerechtigkeit des Urtheils, diese ersten und wesentlichsten Eigenschaften jedes Historikers, welche durch keinen Glanz der Diction, durch keinen Schwung der Beredsamkeit ersetzt werden können, fehlen hier in ungewöhnlichem Maße.

II. Meine Antwort.[1]

Nur schwer entschließe ich mich, auf das, was Treitschke im Decemberheft der „Preußischen Jahrbücher" S. 611—623 über meine Kritik seiner deutschen Geschichte geschrieben hat, zu antworten. Denn ich finde nicht, daß er sachlich irgend Erhebliches zu seiner Vertheidigung vorgebracht hat, während der Ton seiner Erwiderung vielfach ein solcher ist, daß ich gern darüber schwiege. Hauptsächlich der Umstand, daß er die Streitfrage auf das politische Gebiet zieht, von dem ich vollkommen geschwiegen hatte, macht es mir wünschenswerth, mich jetzt auch meinerseits über die politische Bedeutung des Buches zu äußern. Und da ich nun einmal die Feder zur Hand nehme, mögen auch einige Hauptpunkte der Erwiderung in ihrem historischen Werthe beleuchtet werden.

Nach einem Eingange, auf den ich später vielleicht zurückkomme, beginnt Treitschke: „Aus der Fülle ganz allgemein gehaltener Vorwürfe, womit mich mein Kritiker im Eingang seiner Betrachtung überschüttet, hebe ich den einzigen hervor, der einen greifbaren Inhalt hat. Baumgarten tadelt mich, weil ich das Wiener Archiv nicht benutzt habe. Niemand empfindet diesen Mangel meines Buches schwerer als ich selber, aber darf man mir vorwerfen, was nicht in meiner Macht steht? Weiß Baumgarten allein nicht, was alle

[1] Beil. vom 6. Januar 1883.

deutschen Historiker wissen, daß die Benutzung des Wiener Reichsarchivs nach den dort geltenden Vorschriften nur für die Zeit bis zum Jahre 1815 gestattet wird? Wollte er ohne Gehässigkeit handeln, so mußte er sich bei mir erkundigen, und hätte dann sofort erfahren, daß ich, obgleich mir jene Vorschrift bekannt war, gleichwohl vor einigen Jahren versucht habe, in Wien Einlaß zu erhalten, aber von Hrn. v. Arneth abschlägig beschieden wurde. Sollte ich deßhalb mein Buch gar nicht schreiben?" Die Leser dieser Sätze, welche meine Kritik nicht kennen, werden eine wenig günstige Vorstellung von mir gewinnen. „Was alle deutschen Historiker wissen," habe nur ich nicht gewußt. Oder vielmehr, auch ich werde es gewußt und wider besseres Wissen Treitschke einen ungerechten Vorwurf gemacht haben. Daß bei allen Archiven der Anfang dieses Jahrhunderts oder das Jahr 1815 die Grenze der allgemeinen Zugänglichkeit bildet, weiß ich freilich, aber ebenso, daß von dieser allgemeinen Regel Ausnahmen gemacht werden. Ich habe den stärksten Grund anzunehmen, daß die weltbekannte Liberalität des Ritters v. Arneth zu Gunsten Treitschke's eine solche Ausnahme zugelassen haben würde, wenn er von ihm eine objective Verwerthung des ihm dargebotenen Materials hätte erwarten können. Wenn nun aber Treitschke selbst es als einen schweren Mangel seines Buches empfand, daß er das Wiener Archiv nicht benutzt habe, so durfte man doch wohl erwarten, daß er seine Leser im Vorworte von einem so wichtigen Umstande unterrichtet haben würde, und da er es nicht gethan, ohne alle Gehässigkeit annehmen, was ich angenommen habe. Jeder andere Historiker würde an Treitschke's Stelle so gehandelt haben. Ich habe aber nicht nur vom Wiener, sondern auch vom Münchener und Stuttgarter Archiv gesprochen. Wenn Wien für Treitschke unzugänglich war, so mußten München und Stuttgart um so größeren Werth für ihn gewinnen. Von diesen beiden Archiven schweigt die Erwiderung. Sie unterschlägt endlich vollkommen den eigentlichen Kern meines Vorwurfs. Ich habe ausdrücklich gesagt, es sei eine „schwere Forderung," daß Jemand für diese Zeit neben dem Berliner das Wiener, Münchener und Stuttgarter Archiv durcharbeiten solle. Ich habe (vielleicht zu sehr) anerkannt, daß sich Treitschke durch die „Sorgfalt", mit der er das preußische Archiv benutzt, ein „sehr großes Verdienst" erworben habe, daß aber leider in diesem Falle das preußische Archiv

nicht ausreiche. „Konnte aber der Verfasser," schloß ich, „seine Studien nicht in dieser Weise ausdehnen, so ergab sich dann für ihn jedenfalls die zwingende Verpflichtung, im Bewußtsein seiner mangelhaften Information über diejenigen Staaten, deren Politik er nicht, wie die preußische, aus den eigenen Acten ihrer Lenker kannte, sein Urtheil sehr vorsichtig zu halten." Hauptsächlich das habe ich an seinem Buche getadelt, daß er dieser selbstverständlichen Pflicht in ganz ungewöhnlichem Maße zuwider gehandelt, daß er „da, wo er mangelhaft unterrichtet war, durchaus als Parteimann geschrieben hat," daß seiner liebevollen Beurtheilung der preußischen Verhältnisse das härteste und herbste Urtheil über Alles, was in Oesterreich und Süddeutschland geschehe, gegenüberstehe. Ich habe ihm vorgehalten, daß er von der ganzen Lage der deutschen Dinge in jenen Jahren ein vollständig falsches Bild gezeichnet habe, indem er allen deutschen Staaten und Parteien Preußen gegenüber Pflichten auferlegt, welche durch die damaligen Verhältnisse ausgeschlossen waren. Ich habe ihm vorgeworfen, daß er die erste Aufgabe jedes Historikers, die von ihm geschilderte Zeit aus sich selbst zu verstehen und zu beurtheilen, vollständig verkannt und von den Deutschen in den Jahren 1816 bis 1819 Dinge verlangt habe, welche erst durch die letzten Decennien möglich geworden. Ich habe auf die schreiende Ungerechtigkeit hingewiesen, mit der er den König von Preußen überall zu entschuldigen, die Souveräne von Oesterreich, Bayern und Württemberg bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Ausdrücken zu bedenken liebe. Alle diese Vorwürfe aber habe ich eingehend begründet, meistens durch wörtlich Anführungen aus Treitschke's Buche Welche Stirn gehört nun dazu angesichts all dieser Thatsachen zu behaupten, unter der „Fülle ganz allgemein gehaltener Vorwürfe," mit denen ich ihn überschüttet, habe nur der einen „greifbaren Inhalt," daß er das Wiener Archiv nicht benützt habe! Die Wahrheit ist, daß sich nur dieser ganz untergeordnete Vorwurf angreifen ließ, Treitschke auf die Quintessenz meiner allgemeinen Kritik nichts zu erwidern wußte und es deßhalb gut fand, sie seinen Lesern zu verschweigen.

Unter den einzelnen Punkten, mit denen seine Erwiderung sich beschäftigt, will ich nur diejenigen hervorheben, in welchen er sich am glücklichsten behauptet zu haben scheint, die Schmalz'sche Fehde

und die Teplitzer Zusammenkunft[1]. In Bezug auf Schmalz, sagt er, falle es ihm schwer, bei einem Vorwurfe ernsthaft zu bleiben, der so deutlich zeige, daß ich mich mit dieser Epoche nur beiläufig beschäftigt habe. „Jeder über diese preußischen Dinge näher unterrichtete Historiker," bemerkt er selbstbewußt, „muß sogleich bemerken, daß meine Worte das Ergebniß einer langen und langweiligen Untersuchung sind." Nun aber trifft es sich, daß seine Erwiderung zu einem wesentlich anderen Resultat führt als sein Buch gegeben hat, die diesem zu Grunde liegenden Untersuchungen also wohl langweilig, aber nicht erschöpfend gewesen sein können. Im Buche heißt es nach der früher (Beilage vom 9. Dec.) von mir charakterisirten Darstellung S. 117: „Jedermann fühlte, daß die arge Saat des Anklägers, der eben jetzt durch einen preußischen und einen württembergischen Orden ausgezeichnet wurde, doch nicht auf ganz undankbaren Boden gefallen." Das kann nur bedeuten: Jedermann hatte die Empfindung, daß König Friedrich Wilhelm, welcher es angemessen fand „eben jetzt" Schmalz durch einen Orden auszuzeichnen, den argen Verleumdungen desselben das Ohr nicht völlig verschlossen habe. Denn die Verordnung des Königs vom 6. Januar, welche die Fortsetzung des Streites untersagte und das Verbot der geheimen Verbindungen erneuerte, diese Verordnung, über welche sich Niebuhr so bitter beschwerte, enthielt ja nach Treitschke nicht die entfernteste Parteinahme des Königs für Schmalz. Ganz anders steht die Sache in Treitschke's Erwiderung. Da behauptet er, es lasse sich absolut nicht sagen, ob die Ordensverleihung mit dem Streite, welcher damals ganz Preußen und Deutschland beschäftigte, irgendwie zusammenhänge. Dagegen wisse er „sicher," daß der König nicht beabsichtigt habe, durch die Ordensverleihung die Gegner von Schmalz irgend

[1] Während, zum Theil nachdem ich diese Zeilen geschrieben, gehen mir die Blätter der „Weser-Ztg." vom 29. bis 31. Dec. zu, in welchen Gymnasialdirektor Bulle meinen Streit mit Treitschke einer Beleuchtung unterzieht, die ich nur allen denen dringend empfehlen kann, welchen um ein gründliches Urtheil über Treitschke's Geschichtschreibung zu thun ist. Namentlich was Bulle über die Mißhandlung Rottecks durch Treitschke quellenmäßig nachweist, ist so vernichtend, daß ich begierig bin, was Treitschke darauf erwidern wird. Ich hätte ihm, aufrichtig gesagt, derartiges doch nicht zugetraut.

zu kränken. Nun, wenn es sich so verhält, so hat Treitschke in dem betreffenden Abschnitte seines Buches König Friedrich Wilhelm offenbar Unrecht gethan und billiger Weise hätte er dasselbe jetzt ausdrücklich zurücknehmen sollen. Ob er aber Jemand findet, der ihm glaubt, daß es mit der Ordensverleihung diese Bewandtniß gehabt habe, kann ich ruhig abwarten. Auch hier gilt der Satz: wer zu viel beweisen will, beweist nichts.

Am glorreichsten glaubt Treitschke meine Kritik da widerlegt zu haben, wo sie sich mit seiner Darstellung der Teplitzer Zusammenkunft beschäftigt. „Zuletzt," schreibt er S. 619, „gelangt Baumgarten zu den Karlsbader Beschlüssen, und hier spielt er unter einer Fluth von Schmähungen, die ich nicht beantworte, seine höchsten Trümpfe aus. Gleichwohl ist er gerade hier so gänzlich im Unrecht, daß ich mich verwundert gefragt habe: wie konnte ein sonst so besonnener Gelehrter sich so blindlings übereilen?" Zunächst fordere ich Hrn. v. Treitschke auf, nicht etwa die „Fluth von Schmähungen", sondern die einzige Schmähung zu bezeichnen, welche sich in meiner Kritik findet. Es mag sein, daß man mit derartigen Expectorationen am leichtesten über Ausstellungen hinweg zu kommen meint, gegen welche man sachlich nichts zu sagen weiß. Aber in wissenschaftlichen Streitfragen haben solche Redensarten noch nie Erfolg gehabt.

In meinem vierten Artikel (Beil. vom 12. Dec.) habe ich zunächst ausgeführt, wie seltsam Treitschke einer Haupttendenz seines Buchs, der durchgängigen Rechtfertigung Friedrich Wilhelms III, durch die ganz maßlose Unterschätzung Metternichs entgegen gearbeitet habe, üben den er bei jeder Gelegeheit die verächtlichsten Aeußerungen macht. Ich habe in Betreff der Denkschrift über die preußische Verfassung, welche Metternich in Aachen dem Könige überreichen ließ, hervorgehoben, daß „keckere, ja widersinnigere Sophismen wohl selten ein Staatsmann niedergeschrieben haben" möge, daß man sich aber weit mehr als über diese Sophismen darüber wundern müsse, daß dieselben auf den König von Preußen einen Eindruck hätten machen können. Ich habe betont, daß es sich in der Politik nicht um die Richtigkeit, sondern um die Wirksamkeit des Geschriebenen handle, und daß Metternich seine Argumente auf den König leider sehr richtig berechnet habe. Es war eine meiner wichtigsten Ausführungen, daß Treitschke von dem Staatsmanne, welcher damals

nicht nur Deutschland, sondern Europa beherrschte, dem Leser eine so niedrige Meinung erwecke, daß bei ihm gewissermaßen die ganze Geschichte jener Zeit in die Irre gerathe. Wenn mich Treitschke widerlegen wollte, so mußte er beweisen, daß ich ihm hierin Unrecht gethan habe. Statt dessen hat er es bequem gefunden, über seine verkehrte Beurtheilung Metternichs eben so zu schweigen, wie über die Ungerechtigkeit, mit welcher er die süddeutschen Fürsten behandelt.

Was nun die denkwürdige Unterhaltung des Königs von Preußen mit Metternich in Teplitz betrifft, so erinnern sich die Leser meiner Kritik, worin ich Treitschke angriff. Metternich meldet seinem Kaiser am 30. Juli über das Tags zuvor mit dem König stattgefundene Gespräch, er habe demselben nach einer längeren Auseinandersetzung über die Lage Preußens zuletzt gesagt: „Die ganze Sache beschränkt sich auf einen Satz. Sind Ew. Majestät entschlossen, keine Volksvertretung in Ihrem Staate einzuführen, der sich weniger als irgend ein anderer dazu eignet, so ist die Möglichkeit der Hülfe vorhanden.“ Treitschke hatte das so wieder gegeben: „Doch könne noch Alles gerettet werden, wenn die Krone sich entschließe, ihrem Staate keine Volksvertretung *in dem modernen demokratischen Sinne zu geben, sondern sich mit Ständen zu begnügen*. Die Zustimmung des Königs zu diesem Vorschlage verstand sich fast von selbst, da Hardensbergs Verfassungspläne selbst immer nur eine Vertretung der drei Stände . . . bezweckt hatten.“ Die gesperrten Worte, sagte ich, habe Treitschke willkürlich hinzugefügt und dann die ganze Schuld der von Preußen übernommenen Verpflichtung, keine Volksvertretung zu geben, ungerechterweise auf Hardenberg geworfen mit den Worten: „Es war die schimpflichste Demüthigung, welche Hardenberg jemals über Preußen gebracht hat.“

Treitschke erwiedert S. 619, es lasse sich für einen Historiker kaum eine peinlichere Aufgabe denken, als die, aus einer Erzählung Metternichs den Thatbestand einer unter vier Augen abgehaltenen Unterredung festzustellen. „Seit dem Erscheinen von Metternichs nachgelassenen Papieren“, sagt er, „sind alle freimüthigen Historiker einig in dem Urtheile, daß Metternich und Napoleon I die beiden größten — oder doch beinahe die größten Lügner des 19. Jahrhunderts waren.“ Metternichs Bericht über Teplitz verdiene ebenso

wenig Glauben, wie seine bekannte Erzählung über die Dresdener Unterredung mit Napoleon. Wenn er z. B. seinem Kaiser über Hardenberg schreibe: „Er ist übrigens, nicht im Geiste, aber im Gemüthe, der Kindheit nahe," so sei das nachweislich eine boshafte Uebertreibung. Nicht gewissenhafter sei er in seinem Berichte gegen den König gewesen. Die Erzählungen eines solchen Mannes dürfe man nur mit größter Vorsicht aufnehmen. „Ich habe mich daher bemüht," fährt er fort, „durch sorgfältige Vergleichung der beiden Berichte Metternich's den Thatbestand herauszufinden, und bin dabei von dem bewährten Grundsatze ausgegangen, daß man einem verdächtigten Zeugen nur das glauben darf, was durch andere Umstände bestätigt oder doch wahrscheinlich gemacht wird. Baumgarten aber ist naiv genug, dem Fürsten Metternich jedes Wort zu glauben." Bei meiner Eile, dem Publikum mein wohlwollendes Urtheil über sein Buch vorzulegen, hätte ich mir „nicht einmal die Zeit gegönnt, die hier in Betracht kommenden Quellen vollständig zu lesen". „Er las in seiner freundschaftlichen Hast nur den ersten Bericht Metternichs vom 30. Juli und bemerkte nicht, daß dicht dahinter noch ein zweiter Bericht vom 1. August steht, welcher den ersten fragmentarischen ergänzt und erläutert. Kein Wunder also, daß der eilfertige Kritiker den Sinn der Unterredung vom 29. Juli gründlich mißversteht." Was Metternich mit jenen Worten: „Sind Ew. Maj. entschlossen, keine Volksvertretung einzuführen," habe sagen wollen, erkläre er in seinem Bericht vom 1. August, wo er melde, er habe dem Könige eine Denkschrift überreicht über den Unterschied zwischen landständischer Verfassung und einem sogenannten Repräsentativsystem. Diese Denkschrift sei leider nicht erhalten, aber sie habe unzweifelhaft „ungefähr die nämlichen Grundsätze entwickelt wie die Aachener". Nun verstehe sich doch von selbst, daß Metternich in dem Gespräch dem Könige nicht das Gegentheil dessen habe anrathen können, was er ihm gleichzeitig in seiner Denkschrift empfohlen. „Folglich hat Metternich zu dem König nicht gesagt: Sire, führen Sie das Versprechen vom Mai 1815 gar nicht aus; sondern er warnte ihn, wie schon in Aachen, nur noch eindringlicher, vor einer Volksvertretung nach bayerisch-badischer Art: dergleichen sei demokratisch u. s. w., und er beschwor ihn wie schon in Aachen, statt einer Volksvertretung vielmehr Landstände einzuführen. Ich habe mich mithin ganz correct

und nach allen Regeln der historischen Kritik ausgedrückt, wenn ich den Inhalt des Gesprächs dahin zusammenfaßte: Metternich habe den König gebeten, „keine Volksvertretung in dem moderneu demokratischen Sinne zu geben, sondern sich mit Ständen zu begnügen."

Von den liebenswürdigen Insinuationen über meine Eile, Naivetät u. s. w. schweige ich natürlich. Daß sich Treitschke einbildet, ich hätte die Metternich'schen Papiere erst aus Anlaß seines Buches zur Hand genommen, dabei nur den ersten Bericht aus Teplitz gelesen, den folgenden übersehen, das entspricht der hochmüthigen Geringschätzung, mit welcher er sich über alle anders Denkenden abzusprechen gewöhnt hat, so sehr, daß es Niemand mehr auffallen wird. Sehen wir, wie diesem Hochmuth die eigene wissenschaftliche Leistung entspricht.

Daß Metternichs in späteren Jahren gemachte Aufzeichnungen über frühere Erlebnisse sehr unzuverlässig sind, weiß Jedermann. Daß aber Metternich neben Napoleon der größte, oder doch beinahe der größte „Lügner" unseres Jahrhunderts und „alle freimüthigen Historiker darüber einig" seien, habe ich bisher nicht gewußt. In all den zahlreichen Besprechungen von Metternichs Papieren ist mir der Ausdruck „Lügner", oder gar „der größte Lügner unseres Jahrhunderts" nicht aufgestoßen. Derartige Kraftworte waren bisher in unserer historischen Litteratur nicht üblich. Etwas sehr Anderes aber als derartige schriftstellerische Aufzeichnungen sind Metternichs amtliche Schriftstücke. Immerhin muß man selbstverständlich auch sie, wie überhaupt alles von Menschenhand geschriebene kritisch prüfen, sich dabei aber, wie überall, wohl hüten, gerade das unglaubwürdig zu finden was einem nicht in den Kram paßt. Wenn Metternich am 30. Juli über Hardenberg schreibt: „Er ist übrigens, n i c h t i m G e i s t e, aber im G e m ü t h e, der Kindheit nahe", so muß man, um das richtig zu verstehen, nach Treitschke's eigener Vorschrift hinzunehmen, was er am 1. August über denselben Hardenberg und seinen König bemerkt: „Es sind also in Preußen zwei negative Gewalten im Kampfe, die Schwäche des Königs mit jener des Staatskanzlers. Die erstere ist die weniger gefährliche, denn die Schwäche des Königs ist mit Trägheit gepaart; zu jener des Staatskanzlers gesellt sich im Gegentheil die größte Thätigkeit."

Wenn Treitschke diesen Satz beachtet hätte, würde er vermuthlich etwas anders geurtheilt haben. Bei einiger Ueberlegung würde er überdieß bemerkt haben, daß er Metternichs Bericht vom 30. Juli genau bis dahin gefolgt ist, wo derselbe für Friedrich Wilhelm gar zu fatal wird. Doch nun zur Hauptsache: was hat Metternich dem Könige über die Volksvertretung gesagt?

Treitschke berichtet in seinem Buche S. 489 über die Aachener Denkschrift Metternichs für den König, er habe gerathen, „der König möge sich mit Provinzialständen (nicht mit Landständen) begnügen und diesen Ständen lediglich das Recht der Bitten, der Beschwerden, der Repartition der direkten Steuern einräumen. Nur im äußersten Falle, weil es einmal öffentlich versprochen sei, könne in der Zukunft vielleicht noch eine Centraldeputation aus diesen Provinzialständen einberufen werden, je 3 Vertreter aus jeder Provinz — also ein vereinigter Landtag von 21 Köpfen, ein merkwürdiges Seitenstück zu jenem winzigen Reichsrathe, welchen Metternich kurz zuvor für sein Oesterreich vorgeschlagen hatte. Aber, so fügte er bedeutsam hinzu, und hierin lag unzweifelhaft seine wahre Meinung — „führt diese beschränktere Idee nicht auch zur Revolution? Diese Frage erwäge der König tief, bevor er sich entscheidet!““

Treitschke hat mit diesen Worten den wesentlichen Inhalt der Aachener Denkschrift Metternichs über die preußische Verfassung correct wiedergegeben. Er erklärt es, wie wir hörten, für zweifellos, daß die Teplitzer Denkschrift die nämlichen Grundsätze entwickelt habe wie die Aachener, „nur klarer, bestimmter, eindringlicher.“ Was Metternich in Aachen bei seinem ersten Versuche, Friedrich Wilhelm den Verfassungsplänen Hardenbergs zu entfremden, ausführte, das gewann natürlich in Teplitz, nach Kotzebue's Ermordung, einen viel schärferen Ton. Wenn nun Metternich schon in Aachen dem Könige gerathen hatte, sich mit Provinzialständen zu begnügen, „nur im äußersten Falle in Zukunft vielleicht noch eine Centraldeputation (von 21 Köpfen) einzuberufen,“ dabei aber wohl zu erwägen, ob „nicht auch das zur Revolution führe,“ da soll es unglaublich sein, daß Metternich demselben Könige am 29. Juli 1819 gesagt habe, es gebe für Preußen nur noch eine Rettung, die, keine Volksvertre-

tung einzuführen? Da muß er vielmehr dem Könige gerathen haben, „keine Volksvertretung in dem modernen demokratischen Sinne zu geben, sondern sich mit Ständen zu begnügen?" Was bedeuten denn „Stände" schlechthin im Gegensatz zu einer „Volsvertretung im modernen demokratischen Sinne?" Sie bedeuten eine ständische Gesammtvertretung des Landes, Landstände. Metternich aber hatte schon in Aachen immer nur von „Provinzialständen" gesprochen. Nur im äußersten Falle in der Zukunft könne der König vielleicht eine Centraldeputation berufen. Daraus geht deutlich hervor, daß Treitschke mit seiner Interpolation, der König möge „keine Volksvertretung in dem modernen demokratischen Sinne geben, sondern sich mit Ständen begnügen," daß Treitschke mit dieser willkürlichen Einschiebung ganz den groben Vorstoß gegen die historische Wahrheit begangen hat, den ich ihm in meiner Kritik vorwarf. Vollkommen klar wird das durch den folgenden Satz Treitschke's: „die Zustimmung des Königs zu diesem Vorschlage (Metternichs) verstand sich fast von selbst, da Hardenbergs Verfassungspläne selbst immer nur eine Vertretung der drei Stände, nicht eine Repräsentation des Volkes als einer ungeschiedenen Masse bezweckt hatten." Danach ist Hr. v. Treitschke, welcher S. 489 seines Buches Metternichs Aachener Rath mit Recht in den schärfsten Gegensatz zu Hardenbergs Absichten gestellt hatte, S. 550 der Ansicht, Metternich habe in Teplitz durch die Wiederholung desselben, nur noch verschärften Rathes dem Könige gar keine Abweichung von Hardenberg zugemuthet. Das nennt Hr. v. Treitschke „nach allen Regeln der historischen Kritik" verfahren! Zur Rechtfertigung seiner Willkür verweist er auf ein Schriftstück, durch welches die Ungeheuerlichkeit seiner Prozedur völlig evident wird.

Nachdem der Leser die historische Treue Treitschke's zur Genüge kennen gelernt hat, komme ich zur politischen Bedeutung seines Buches. Er rühmt sich am Schlusse seiner Erwiderung, das „liebevolle Verstehen und Erklären der vaterländischen Vergangenheit" im Gegensatze zu den „hypochondrischen Geschichtsphantasien der liberalisirenden Gervinus'schen Schule" gefördert zu haben. Ich bemerke nur beiläufig, daß eine solche Schule gar nicht existirt, daß weder Gervinus noch mir je, wie er behauptet, in den Sinn gekommen ist, „den König Wilhelm und seinen Staatskanzler mit einem Met-

ternich auf eine Linie zu stellen", daß Gervinus die verderbliche Thätigkeit Metternichs sehr viel wahrer und schärfer charakterisirt hat als Treitschke. Was aber dieses Wirkung auf die lebende Generation angeht, so wiederhole ich, was ich im Eingange meiner Kritik gesagt, er aber in seiner Erwiderung völlig ignorirt hat, daß sich Treitschke um das richtige Verständniß der preußischen Entwicklung in den Jahren 1816—1819 bis auf einige allerdings sehr wichtige Punkte ein großes Verdienst erworben hat, und füge hinzu, daß seine lebendige und kundige Schilderung der damaligen preußischen Verhältnisse auf seine preußischen und deutschen Leser nur sehr wohlthätig wirken kann. Dagegen muß seine Behandlung der gleichzeitigen deutschen Verhältnisse ebenso schädlich wirken, wie sie historisch verkehrt ist. Das ganze Buch ruht in dieser Hinsicht auf einer politischen Anschauung und Stimmung, welche vor zwanzig Jahren einen gewissen Sinn haben mochte, gegenüber dem heutigen deutschen Reiche aber nicht die mindeste Berechtigung hat. Wenn Treitschke wirklich glaubte, im nichtpreußischen Deutschland habe es so traurig gestanden, wie er schreibt, so mußte ihn die patriotische Pflicht treiben, dieser Ansicht den maßvollsten Ausdruck zu geben. Der schroffe Gegensatz, in welchen er Preußen zu dem übrigen Deutschland stellt, ist politisch so unverantwortlich wie historisch falsch. Diese ultrapreußische Manier könnte für unsere gesunde nationale Entwicklung ebenso gefährlich werden wie die ultramontane Tendenz. Sie muß die durch große Ereignisse glücklich überwundenen Gegensätze von Nord und Süd, von preußisch und deutsch nothwendig wieder wachrufen. Wie heute die Stellnng Preußens in Deutschland geworden ist, kann gar nichts Verkehrteres gedacht werden, als den nichtpreußischen Deutschen die Empfindung zu wecken, man sehe in Berlin mit Geringschätzung auf sie herab. Wenn ein Schriftsteller, der sich wie Treitschke in allem unbedingt mit der Reichsregierung identificirt, in diesem Tone von den Rheinbundsfürsten und Rheinbundsstaaten redet, so ist das der sicherste Weg, einen Particularismus zu stärken, der heute freilich nichts bedeutet, aber so aufgestachelt und gereizt uns noch einmal ernste Sorgen bereiten kann. Diese, wie schon heute klar vorliegt, nur zu gerechte Befürchtung, daß Treitschke's Buch namentlich im Süden eine höchst nachtheilige Wirkung äußern werde, hat mich veranlaßt, so rasch mit

meiner Verwahrung hervorzutreten. Ultramontane und Particularisten sollten nicht das Recht erhalten, die Unbilden Treitschke's allen Freunden Preußens zur Last zu legen. Nicht als ein Gegner, sondern als ein unerschütterlicher, aber maßvoller Freund Preußens habe ich gegen die maßlose Verherrlichung Preußens das Wort ergriffen, welche nur antipreußische Stimmungen nähren kann. Und ebenso habe ich als ein Mann, der von tiefster dankbarster Verehrung gegen das erhabene Geschlecht der Hohenzollern erfüllt ist, gegen diese höfische Manier protestirt, einen Hohenzoller um jeden Preis zu glorifiziren. Ich bilde mir ein, ein viel besserer Freund Preußens zu sein und den Hohenzollern viel treuer zu dienen, wenn ich, wo es sich um Preußen und die Hohenzollern handelt, der strengsten Wahrheit die Ehre gebe, als wenn ich ihnen zuliebe die Tafeln der Geschichte mit Verhüllungen und Entstellungen beflecke. Ich habe von Preußen und den Hohenzollern eine viel zu gute Meinung, als daß ich glauben könnte, sie vertrügen nicht überall die volle Wahrheit. Und vor Allem, ich hege vor dem größten preußischen Genius eine viel zu tiefe Ehrfurcht, als daß ich seinem herrlichen Beispiele, unter allen Umständen über sich und sein Haus die volle ungeschminkte Wahrheit zu sagen, nicht streben sollte, mit meinen schwachen Kräften nachzueifern. Friedrich der Große, meine ich, hat allen preußischen Historikern in einem ganz besonderen Maße die Pflicht strengster Wahrhaftigkeit, vornehmlich über preußische Dinge, auferlegt. Für einen preußischen Historiker, welcher von der großen Stellung des heutigen Preußen wahrhaft durchdrungen ist, sollte es sich endlich von selbst verstehen, über Preußen mit der edlen Bescheidenheit zu reden, welche wirklicher Größe innewohnt, gegen die übrigen Deuschen unter keinen Umständen die geringste Ueberhebung zu zeigen. Das ist das Verhalten unseres Kaisers gewesen, welches ihm die Herzen des deutschen Volkes gewonnen hat.

Jede Nation, welche aus langer politischer Schwäche plötzlich zu Macht und Ansehen in der Welt emporsteigt, hat mancherlei Versuchungen zu bestehen. Die nationale Ueberhebung, die Neigung, alles Eigene zu verherrlichen, alles Fremde herabzusetzeu, ist die größte derselben. Daß wir von dieser Ueberhebung seit 1870 unser reichlich Theil erlitten haben, ist bekannt. In einem gewissen Sinne dürfen wir es vielleicht als ein Glück betrachten, daß uns bald

schwere Nöthe über den Hals kamen, welche uns zwangen, ernstlich in uns zu gehen. Nun aber erleben wir, daß auf einem wichtigen Gebiete unseres geistigen Lebens mehrfach ein Sinn hervortritt, welcher uns früher ganz fremd war. Wir fangen an, wissenschaftlich zu prahlen und auf wissenschaftliche Untersuchungen die nationale Eigenliebe und Parteileidenschaft wirken zu lassen. Als vor vierzig Jahren Thiers sein bekanntes Werk zu veröffentlichen begann, da konnten wir Deutsche uns nicht scharf genug dagegen aussprechen, wie in diesem Buche die französische Ruhmsucht der geschichtlichen Wahrheit zu nahe getreten sei. Ebenso haben wir später an Macaulay scharf getadelt, daß seine whiggistische Parteiansicht den wahren Verlauf der englischen Geschichte im 17. Jahrhundert verschoben habe. Was aber ist Macaulay's Parteilichkeit neben der Treitschke's? Diese ist nur mit der Manier von Thiers zu vergleichen. Und so verderblich Thiers auf die jüngste französische Entwicklung eingewirkt hat, so verderblich könnte uns Treitschke werden, wenn wir dieser undeutschen Art, Geschichte zu schreiben, nicht auf's ernsteste entgegenträten. Wir, die wir uns rühmen dürfen, das kleinste geschichtliche Detail mit der sorgfältigsten Kritik festzustellen, haben doch wohl die Pflicht, die strengste Wahrhaftigkeit vor allem da zu üben, wo es sich um die größten Fragen unserer nationalen Vergangenheit handelt. Wir würden wahrlich in einem seltsamen Lichte vor der Welt dastehen, wenn man uns vorwerfen könnte: wo es auf die Deutung einer griechischen Inschrift oder auf die Datirung einer mittelalterlichen Urkunde ankommt, glauben diese deutschen Gelehrten zur peinlichsten Sorgfalt verpflichtet zu sein; bei der Darstellung ihrer modernen Entwicklung meinen sie dagegen der Kritik den Rücken kehren zu dürfen.

III. Zusätze.

1. Rotteck und Haller.

Ueber den auf diese beiden Männer bezüglichen Passus in Treitschke's Erwiderung hat sich Professor Const. Bulle in der „Weser-Zeitung" vom 30. December 1882 so schlagend geäußert, daß ich dem nichts hinzufügen habe. Die so zuversichtlich klingenden Behauptungen Treitschke's, sagt er zunächst, enthielten nichts als seine gewöhnlichen Verdrehungen und Verschweigungen. Er nehme die Miene an, als hätte ich nur die Ausführlichkeit gerügt, mit der er von Rotteck gesprochen, während er über Haller kurz hinweg gegangen; von der Ungerechtigkeit des Urtheils, welche ich ihm vorgeworfen, von der Thatsache, daß er dem Rotteck von 1816 Aeußerungen zur Last lege, welche derselbe erst 1826 gethan, schweige er. Wenn er behaupte, Haller sei in der betreffenden Periode noch gar nicht von erheblichem Einflusse gewesen, sein Werk über die Restauration der Staatswissenschaft sei erst 1825 vollendet worden, so verschweige er, daß bereits 1818 der Theil des Haller'schen Werkes vollendet gewesen sei, welcher die Grundprincipien des Schriftstellers enthalte und ihre Anwendung auf die in Deutschland allein vorhandenen politischen Bildungen; er verschweige ebenso alle die Thatsachen, aus welchen die von mir behauptete Bedeutung Hallers für die fragliche Zeit hervorgehe: die Verbrennung der Haller'schen Schriften auf der Wartburg, die Verwendung Haller'scher Sätze in

der von Gentz für die Karlsbader Conferenz ausgearbeiteten Denkschrift, Thatsachen, welche doch Treitschke selbst in seinem Buche ewähne.r

Danach geht Bulle näher auf die Darstellung ein, welche Treitschke von Rotteck gegeben, und wirft ihm vor, er habe sich an diesem Manne nicht nur so versündigt, wie ich gesagt, sondern sehr viel schlimmer; denn die Citate aus Rotteck, mit welchen er operire, seien verstümmelt und verfälscht. Es ist das der Punkt, von welchem ich in meiner Antwort gesagt habe, derartiges hätte ich Treitschke doch nicht zugetraut. Bulle schreibt:

„Durch R.'s Weltgeschichte, lesen wir Seite 102, wurde das republikanische Staatsideal zum ersten Male den deutschen Mittelklassen gepredigt.... Im Westen, rief er aus, in der jugendlichen neuen Welt erbaut sich das natürliche, das vernünftige Recht sein erlesenes Reich! Zwar fügt er als ein gesetzliebender Staatsbürger beschwichtigend hinzu: Nicht eben die republikanische Form ist's, die wir die Sonne d i e s e s (welches?) T a g e s nennen, nein, nur der republikanische Geist. Indeß blieb den Lesern doch der Eindruck, daß die Republik der allein vernünftige Staat, der Freistaat schlechthin, sei: beide Ausdrücke brauchte man bereits als gleichbedeutend."

Nun lese man bei Rotteck, Bd. IX, S. 867 (ich citire nach der 7. Auflage von 1830; die Vorrede der 1. Auflage dieses Bandes ist vom April 1826 datirt) den betreffenden Abschnitt nach. Er bildet das Schlußwort des ganzen Werkes. Des europäischen Bürgers, so wird ausgeführt, bemächtigt sich ein wehmüthiges Gefühl, ob er nach Osten, ob er nach Westen blicke. Im Osten, in Asien, sieht er das starre historische Recht, die unbedingte Willkürherrschaft thronen; im Westen dagegen erbaut sich das natürliche Recht sein erlesenes Reich. „Schon hat es in Nordamerika . . . . die herrlichsten Früchte erzeugt . . . . Auch in Mexico und in dem weiten südamerikanischen Lande bricht, wohl unter Kämpfen, doch solchen, die Sieg und Veredelung bringen, der Tag der Freiheit an. Nicht eben die republikanische Form ist's, die wir die Sonne d i e s e s T a g e s (d. h. also des Tages der Freiheit) nennen, nein, nur der republikanische G e i s t, der gar wohl mit monarchischer Form sich verträgt, j a d e r i n w o h l g e r e g e l t e r M o n a r c h i e w e i t s i c h e r e r h a u s t a l s i n d e r De-

mokraten sturmbewegtem Reich; der republikanische Geist, d. h. die Herrschaft gerechter Gesetze, entflossen dem ewigen, natürlichen Recht und dem lauteren Gesammtwillen, Verbannung der Willkürherrschaft und der traurigen Scheidung der Bürger in geborne Herren und geborne Knechte. Europa, bis jetzt noch der Kampfplatz beider Systeme, sieht in der neuesten Zeit Asien herüberschreiten 2c." Hätte Herr v. Treitschke sich ein bescheidenes Maß von Gerechtigkeitsliebe gegen politische Gegner bewahrt, so würde er es niemals über sich gewonnen haben, diese letzten Sätze, diese Erklärung, daß der republikanische Geist in wohlgeregelter Monarchie sicherer hause als in der Demokraten sturmbewegtem Reich, zu unterschlagen und durch seine willkürlichen Conclusionen zu ersetzen. Aber freilich würde er dann auch die für spätere Zwecke werthvolle Insinuation verloren haben, als ob ein einflußreicher deutscher Schriftsteller schon zur Zeit der Burschenschaft und vor den Karlsbader Beschlüssen im Sinne der Republik gewirkt habe; auch würde er nicht auf S. 111 ganz unbefangen haben schreiben können: „Rotteck wollte das Königthum nur vorläufig dulden." Eine zweite Verdrehung findet sich auf der nächsten Seite: „Mahnend wies Rotteck dem preußischen Staate die Aufgabe zu, der Freiheit Europas als eine Vormauer gegen die moskovitische Knechtschaft zu dienen." Rotteck sagt (IX, 847): „Also ward Europa auf dem Wiener Congreß (durch die Schädigung der politischen und militärischen Stellung Preußens) um seine kostbarste Vormauer gegen Rußland, um ein starkes Preußen gebracht." Nicht von der mahnenden Zuweisung einer schweren Aufgabe ist bei ihm die Rede, sondern von dem patriotischen Bedauern, daß man Preußen die Erfüllung dieser Aufgabe unmöglich gemacht habe. Diese von Rotteck noch 1826 ausgesprochene Sympathie für ein starkes Preußen, dieses Bekenntniß zu der Ansicht, daß ganz Sachsen auf dem Wiener Congreß mit Preußen hätte vereinigt werden müssen („der Uebergang unter Preußens Hoheit hätte den Sachsen nur vorübergehenden Schmerz erregt; auch die neue Regierung wäre in Bälde geliebt worden"), paßt natürlich keineswegs in Treitschke's Skizze. Der Rotteck, hinter dessen radicalen Gesinnungen sich (S. 108) „bewußt oder unbewußt der particularistische Groll gegen Preußen verbarg", durfte natür-

lich nicht sympathisch, sondern nur „mahnend“ (und das heißt in dem ganzen Zusammenhange „anmaßend“) von Preußen reden. Auch seine Begeisterung für Blücher darf uns nur mittelbar angedeutet werden (S. 101: „Sogar Blücher gefiel ihm nicht mehr, seit der alte Held den Fürstentitel führte“). Wer könnte aus diesem „gefiel ihm nicht mehr“ wohl etwas von den glühenden Worten hören, mit denen Rotteck nach Vollendung des dritten Bandes seiner Geschichte den alten Marschall Vorwärts begrüßt hatte: „Jene, die sich rühmen dürfen, nähere Mitbürger des Heros zu sein, werden auf ihn mit hohem Stolze blicken: wir aber, wiewohl ich leider kein Preuße und vielleicht nicht mitberufen bin zum Genuß der im Norden errungenen Freiheit, mir wird dennoch Nichts in alter und neuer Welt so theuer und heilig sein als der Name Blücher.“ Aber freilich, wenn man dem Leser anschaulich gemacht hätte, aus wie freundlichen Grundstimmungen die Verbitterung gegen Preußen sich allmählig entwickelte, dann würde man auch die Motive dieser Veränderung ehrlich haben darlegen müssen und dem einseitigen Vertuschen und Beschönigen wären gebührende Schranken gezogen.

Das stärkste Beispiel der Mißhandlung, die Rotteck sich gefallen lassen muß, möge den Schluß bilden. Er schrieb IX, 777: „Inzwischen war von Kalisch aus (25. März 1813) eine russisch-preußische Erklärung an die Teutschen ergangen, worin — wiewohl unter rednerischen Blumen eine bequeme Unbestimmtheit wahrend, doch immer mit klaren Worten — die Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches und eine dem uneigenen Geiste des teutschen Volkes gemäße, zumal dessen Einheit befestigende Verfassung verheißen ward.“ Man beachte wohl, daß hier unzweideutig nur von dem deutschen Volke und seiner Verfassung die Rede ist, keineswegs von Preußen. „Gelockt durch so schmeichelnde Töne, fährt Rotteck fort, eilten Tausend und Tausend Jünglinge und Männer aus allen Gauen Teutschlands herbei, die würdige Wiedergeburt des Vaterlandes mit ihrem Herzblute zu erstreiten. Es war eine schöne poetische Zeit!“ Und nun Treitschke? „Ueber den Befreiungskrieg, lesen wir auf derselben Seite wie oben, kam bald eine noch wundersamere Erzählung in Umlauf: die verbündeten Fürsten hatten das deutsche Volk durch den Kalischer Aufruf und die Verheißung

einer preußischen Verfassung mit trügerischen Hoffnungen erfüllt; gelockt durch so schmeichelnde Töne, so erzählte Rotteck, waren dann die Hunderttausende zu den Waffen geeilt." Also während Rotteck durchaus wahrheitsgetreu von der Verfassung Deutschlands spricht, die in dem Kalischer Aufruf thatsächlich verheißen wurde, schiebt Treitschke in aller Schnelligkeit die Verheißung einer preußischen Verfassung unter, die erst zwei Jahre später stattfand und von Rotteck überhaupt nicht, auch an keiner späteren Stelle, erwähnt wird. Damit hat er nun, was er braucht. „Die Unwahrheit dieser Behauptung", fährt er höhnisch fort, „ließ sich freilich schon aus dem Kalender nachweisen". Die Verordnung über die künftige Verfassung Preußens war am 22. Mai 1815 unterzeichnet und erst am 8. Juli veröffentlicht, als der letzte Krieg gegen Napoleon bereits zu Ende ging." Nach dieser Methode läßt sich natürlich Alles beweisen und Alles widerlegen: die Worte des Gegners werden gefälscht und dann wird der haarsträubende Unsinn dieser gefälschten Worte kalendarisch nachgewiesen. Der Leser möge danach entscheiden, ob Baumgarten zu viel sagt, wenn er erklärt, daß bei der Willkür, mit der Treitschke die klarsten Thatsachen umzubiegen verstehe, man nicht wisse, wie weit man seiner Darstellung trauen dürfe, wo sie auf handschriftlichen Quellen ruhe. Meines Erachtens gilt v. Treitschke, wie Treitschke von Metternich sagt: Man darf ihm nur glauben, was durch andere Umstände bestätigt oder doch wahrscheinlich gemacht wird. [1]

2. Follen und die Burschenschaft.

„Ebenso haltlos, verkündet Treitschke, ist Baumgartens Kritik über meine Darstellung der Unbedingten." Ich hätte gewünscht er wäre auf den empfindlichsten Punkt meiner Kritik eingegangen,

[1] Es wird die Leser interessiren zu hören, wie sich Erdmannsdörffer über den Fall Rotteck äußert. Er schreibt: „Ich würde gewiß gewünscht haben, daß Treitschke die von Dr. Bulle angeführten Stellen nicht entgangen oder entfallen wären, welche das von Rotteck entworfene Bild allerdings in einigen Zügen korrigiren. Aber man wolle doch solche Fündchen nicht so maßlos aufbauschen." Wie ein Professor der Geschichte dergleichen schreiben kann, verstehe ich nicht.

statt ihn zu verschweigen, daß er nämlich aus zwei an sich verdächtigen Quellen seine Erzählung in der Weise combinirt habe, daß er jedesmal derjenigen Quelle den Vorzug gebe, welche die schwärzeren Farben biete. Der Hinweis auf die ältere Litteratur bedeutet für die streitige Frage nichts, außer, daß man mit einem gewissen Staunen erfährt, Treitschke kenne auch Henke's Buch über Fries; denn wer dieses Buch gelesen hat, sollte nicht im Stande sein über Fries zu schreiben, wie Treitschke gethan hat. Das stärkste Fundament für seine Auffassung Follens meint er aber in dessen s. g. großem Liede zu finden. Ich finde in diesem Liede nichts als blutdürstig klingenden Bombast. Wenn man es von Anfang bis zu Ende gelesen hat, weiß man nicht recht, wo einem der Kopf steht. Eine schwülstige Ungreifbarkeit drängt die andere; man erstickt in einem Chaos düsterer und oft gradezu sinnloser Phantasien. Wenn dieses Lied wirklich von Follen herrührt, so war er jedenfalls kein Mann, der, wie Treitschke sagt, „jedes seiner Worte besonnen abwog", sondern, wenigstens als Dichter, vielmehr ein Phantast confusester Art. „Wenn das, meint Treitschke, nicht heißt Mord und Aufruhr predigen, dann hat die deutsche Sprache keinen Sinn mehr." Allerdings, es klingt ja ganz fürchterlich, das von dem Kopfabhacken; aber wer sind denn diese „Zwingherrn", was haben sie verbrochen? Niemand kann es ahnen.

„Leo's Jugendgeschichte, sagt Treitschke, ist keineswegs so tendenziös, wie Baumgarten behauptet." Wie tendenziös habe ich sie denn genannt? Ich habe gesagt, ihr „tendenziöser Charakter springt jedem historisch geschulten Forscher sofort in die Augen." Wagt das etwa Treitschke in Abrede zu stellen? Er gesteht selbst, man müsse das Buch „vorsichtig benutzen, da der heißblütige Mann über die Jugendideale, mit denen er so gänzlich gebrochen hatte, nicht immer unbefangen spricht." Danach denkt Treitschke über das Buch ungefähr so wie ich. Wie „vorsichtig" er es aber benutzt hat, weiß der Leser bereits. Auch hier jedoch hat erst Bulle die unverantwortliche Manier Treitschke's im Kern getroffen. Er schreibt in seinem vierten Artikel (Weser-Zeitung vom 31. December):

Bekanntlich war das Wartburgfest auch dazu bestimmt, das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation zu feiern. Alle Einladungen waren daher nur an die evangelischen Universitäten er-

gangen. „Das Fest hatte, um meine eigene frühere Darstellung zu citiren, einen ernsten religiösen Anstrich; es fehlte nicht zum Beginn und Schluß der feierlichen Versammlung im Rittersaale der Burg der Choralgesang und der apostolische Segen, auch eine Abendmahlsfeier, an der sich über 200 Studenten betheiligten, fand am zweiten Tage statt." Bei dieser Abendmahlsfeier nun trug sich, wie Leo erzählt, ein scandalöser Auftritt zu. Ein königlich preußischer Gardelieutenant aus Berlin, berichtet er, ein „religiös erregter, frommer, wenn ich nicht irre sogar den damaligen pietistischen Kreisen Berlins nahe befreundeter Mann", kam aus einer Privatgesellschaft in einem angesehenen Eisenacher Hause zu der kirchlichen Feier und erregte dabei in angetrunkenem Zustande durch lautes Weinen und vollends, als er dem Geistlichen die Einsetzungsworte entgegensang, großen Anstoß. Die Studenten brachten ihn in ein Seitenschiff und der Eindruck war (immer nach Leo) derart, „daß er die Beichtrede, die uns recht gut traf und uns ans Herz legte, mit unserer Macht sei nichts gethan u. s. w., verstärkte und die Herzen mit Schrecken erfüllte." „Doch nimmt es mich noch heute Wunder, fügt Leo hinzu, daß ihn der Geistliche zur heiligen Handlung zuließ." Diese maßvolle Kritik wird man nicht unberechtigt finden, auch wenn man bei der ganzen Sachlage noch für Milderungsgründe plaidiren sollte. Aber was macht Treitschke daraus? „Dieselbe widerliche Vermischung von Religion und Politik offenbarte sich dann noch einmal am Nachmittage, als einige der Burschen auf den Einfall kamen, noch das Abendmahl zu nehmen. Der Superintendent Nebe gab sich in der That dazu her, den aufgeregten und zum Theil angetrunkenen jungen Männern das Sacrament zu spenden, — ein charakteristisches Probestück jener jämmerlichen Schlaffheit, welche die weltlichen wie die geistlichen Behörden der Kleinstaaterei in unruhigen Tagen immer ausgezeichnet hat." Der preußische Gardelieutenant ist natürlich bei Treitschke verschwunden; seine Stelle nehmen angetrunkene Studenten ein; aus den 200 Theilnehmern werden einige Burschen; aus dem religiösen Bedürfniß, das bei der Jubelfeier der Reformation doch wahrlich nicht unbegreiflich ist, zumal in einem „Studentengeschlechte, das die religiösen Fragen so ernst nahm wie keines seit der Reformation" (S. 90) wird ein bloßer Einfall, zu dem sich der Geistliche her-

giebt; von dem tiefen Eindruck der Feier wird wohlweislich geschwiegen, und somit ist wieder einmal ein „charakteristisches Probestück der jämmerlichen kleinstaatlichen Schlaffheit", in Wahrheit aber ein charakteristisches Probestück der Treitschke'schen Unbefangenheit und Wahrheitsliebe zu Stande gebracht.

3. Treitschke's Polemik.

Ich hatte in meiner Antwort geschrieben, wenn Treitschke behaupte, ich habe in meiner Kritik seiner Darstellung der Teplitzer Zusammenkunft eine „Fluth von Schmähungen" über ihn ergossen, so fordere ich ihn auf, die einzige Schmähung zu bezeichnen, welche sich in meiner Kritik finde. Es wäre doch wohl anständig gewesen, diese nachdrückliche Aufforderung nicht völlig zu ignoriren. Statt dessen beginnt er seine zweite Erwiderung im Januarheft der Preußischen Jahrbüchern mit den Worten: „Auf einen neuen, abermals mit Schmähungen reichlich verzierten Artikel H. Baumgartens erwidere ich." Was soll man von einem Manne sagen, der, außer Stande seine frühere Behauptung irgend zu begründen, sich dadurch zu helfen sucht, daß er eine zur Deckung seiner Blößen schon einmal verwendete Unwahrheit dreist wiederholt? Ich habe mit der größten Loyalität in meiner Antwort wie in meiner Kritik die Stellen, um welche es sich handelte, wörtlich angeführt: Treitschke geht mit der größten Illoyalität in der ersten wie in der zweiten Erwiderung darauf aus, seinen Lesern über das, was ich gegen ihn geschrieben habe, unrichtige Vorstellungen zu erwecken. Diese Art der Polemik ist auch für den Historiker so bezeichnend, daß ich es zweckmäßig finde, sie eingehend zu charakterisiren, indem ich Treitschke's Erwiderung Satz für Satz zerlege.

„Es ist mir nie, behauptet er, in den Sinn gekommen, eine Antikritik wider Baumgarten's Kritik zu schreiben." Was hatte er denn anderes mit seiner zwölf Seiten langen ersten Erwiderung im Sinne, als eine Antikritik zu schreiben? Wollte er mich nur mit allgemeinen Phrasen abwehren? Das hat er allerdings reichlich gethan, doch aber versucht, die „etwa vier oder fünf thatsächlichen

Berücksichtigungen", die ich vorgebracht hätte, zu widerlegen und zwar sehr ausführlich zu widerlegen. Wenn das keine Antikritik ist, weiß ich nicht, was das Wort bedeutet, begreife aber ganz gut, weßhalb er jetzt keine Antikritik beabsichtigt haben will. Es ist die bequemste Abwehr meines Vorwurfs, daß er über eine Menge meiner wesentlichsten Ausstellungen schweigend hinweg gegangen sei. „Ich überlasse es, fährt er fort, wie ich ausdrücklich erklärt habe, Anderen, sich ein Urtheil über den wissenschaftlichen Werth der Baumgarten'schen Aufsätze zu bilden." Das ist nicht wahr. In der ersten Erwiderung steht kein Wort von einer solchen Erklärung. „Da mein Kritiker, heißt es weiter, nicht einmal versucht hat nachzuweisen, daß ich etwa über Montgelas oder Zentner, über Wangenheim oder Reizenstein ein ungerechtes Urtheil gesagt hätte, so bin ich auch nicht in der Lage, den Vorwurf der Parteilichkeit gegen die süddeutschen Regierungen von mir abzuwehren." Das ist ein klassisches Beispiel, wie dieser berühmte Schriftsteller seine Leser zum Besten hat. Von süddeutschen Ministern habe ich freilich nicht speziell gesprochen, weil ich Treitschke viel schlimmeres, seine Mißhandlung der süddeutschen Könige, vorzuwerfen hatte. Was ist das doch für ein kläglicher Kunstgriff, seine verletzenden Urtheile über die Könige von Bayern und Württemberg mit der Wendung beseitigen zu wollen, ich habe ja nicht einmal versucht ihm ein ungerechtes Urtheil über Montgelas oder Wangenheim nachzuweisen! Wenn ich das nöthig gefunden hätte, würde es mir sehr wenig Mühe gemacht haben. Um aber diesen Punkt noch in ein etwas helleres Licht zu rücken, rufe ich noch einmal Bulle zu Hülfe, damit Treitschke sich ja überzeuge, wie wenig klug er gehandelt hat, diesen schneidigen Kritiker vornehm zu ignoriren. Bulle schreibt im dritten seiner Aufsätze (Weser-Ztg. vom 30. December):

Vom König vom Preußen lesen wir S. 51: „Er erwarb, um die Staatskassen zu schonen, die beiden großen Gemäldesammlungen von Giustiniani und Solly aus den Mitteln seiner Schatulle und überließ sie dem Staate. Er befahl den Beamten über die Verhandlungen mit Solly streng zu schweigen; denn die kunstfreundlichen Absichten seiner Regierung fanden vorerst nur in einem kleinen Kennerkreise verständige Würdigung; man fürchtete, daß die verstimmte öffentliche Meinung, die mit pessimistischem Behagen (!) den Zustand

des Staates in den finstersten Farben darzustellen liebte, den Monarchen der Verschwendung anklagen würde, statt ihm für seine Hochherzigkeit zu danken. Der ebenfalls beabsichtigte Ankauf der Boisseree'schen Gallerie mußte freilich unterbleiben, da der Brand des Schauspielhauses alle noch verfügbaren Mittel verschlang."

Wer möchte gegen diese Sätze etwas einwenden? Ich nach meiner jetzigen Kenntniß der Sachlage gewiß nicht; sie scheinen dem Monarchen nur die Anerkennung zu zollen, die er verdient. Aber nun das Gegenstück. Die Boisseree'sche Sammlung wurde bekanntlich 1827 vom König Ludwig von Bayern, der nach der Berechnung bei Heigel S. 403 im Ganzen gegen 18 Millionen Gulden aus seiner Cabinetskasse für Kunstwerke verausgabte, um 250 000 Gulden gekauft. In merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem Hohenzoller bestimmte dabei der Wittelsbacher: „Nur wünsche ich, daß Nichts davon in die Zeitungen komme und besonders, daß man den Preis nicht erfahre. Wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgibt, meinen die Leute, es wäre recht, es müsse so sein; wenn man es aber für die Kunst verwendet, sprechen sie von Verschwendung." Ein Jahr später erwarb er denn auch die Wallerstein'sche Sammlung.

Gewiß wäre es nur billig gewesen, von dieser Parallele gebührende Notiz zu nehmen. Aber da müßte Treitschke nicht Treitschke sein! Keine Silbe wird davon erwähnt. Eine „lautere Begeisterung für die Kunst" kann er zwar dem „geistreichen, phantastischen" Erben der „reichen und allezeit baulustigen Wittelsbacher" nicht absprechen. Aber auf eine solche Anerkennung muß natürlich eine tüchtige Dosis von Insulten folgen: „Bei allen seinen künstlerischen Plänen wirkte zugleich ein unsteter dynastischer Ehrgeiz mit; er hoffte die gründlich verachteten preußischen Hungerleider und Emporkömmlinge zu überbieten, dem bayerischen Hause durch ein großartiges Mäcenatenthum die führende Stellung in Deutschland zu verschaffen. Welch' ein Gegensatz zu der Kunstthätigkeit in Berlin! (S. 52)." „(S. 54.) Wie Berlin, so sollte auch München seine große Gemäldegallerie erhalten. Die Boisseree'sche Sammlung, die den Preußen zu theuer gewesen, wurde nach Jahren endlich für Bayern erworben. Ihre Hauptwerke bildeten mit denen der Düsseldorfer Gallerie, die man wider-

rechtlich dem bergischen Lande entfremdet hatte, den Stamm für die Münchener Pinakothek."

Ist es noch nöthig, dieser Gegenüberstellung ein commentirendes Wort hinzuzufügen? In Preußen sorgsam nach jedem lobenswerthen Motive auszuspähen, in Bayern es eben so sorgsam zu vermeiden und gehässige Bemerkungen geschäftig zusammenzutragen, ist Treitschke zur anderen Natur geworden.

So weit Bulle, dessen Kritik ich Treitschke zu recht ernster Beherzigung empfehle. Hätte er das, was dieser solide Gelehrte vor einem Jahre über seinen ersten Band geschrieben, gebührend beachtet, so würde er sich in dem zweiten Bande doch wohl vor einigen der schwersten Misgriffe gehütet haben. Doch kehren wir zu unserer Analyse der zweiten Erwiderung zurück.

Den sachlichen Erörterungen, beginnt der zweite Absatz, durch welche er meine Behauptungen als unbegründet zurück gewiesen, „weiß Baumgarten nichts sachliches entgegenzustellen." Aus dem, was ich über Schmalz geantwortet, sehe er „mit Erstaunen, daß Baumgarten mein Urtheil über den häßlichen Vorfall noch immer nicht verstanden hat. Hier ist es, kurz und gut. Nach meiner Meinung hätte der König das Schmalz'sche Libell kurzerhand zurückweisen sollen; daß er dies unterließ, daß Schmalz sogar bald nachher eine Auszeichnung erhielt, war ein politischer Fehler". Zu meinem Erstaunen sehe ich Treitschke mit diesen Worten die dritte Ansicht über die Schmalz'sche Angelegenheit aufstellen. In seinem Buche hatte er sie so geschildert, wie der Leser in meiner Kritik (ob. S. 16) nachsehen kann. In seiner ersten Erwiderung gewann die Sache im Uebereifer der Rechthaberei ein ganz anderes Gesicht, wie sich der Leser ebenfalls (ob. S. 33) überzeugen kann. Jetzt dagegen wird Treitschke der Wahrheit einigermaßen gerecht. Das ist anerkennenswerth; wenn er aber dabei die Miene annimmt, er habe das immer gesagt, nur ich mit meinem schwerfälligen oder böswilligen Kopfe ihn nicht verstanden, so ist das geradezu komisch.

„Hinsichtlich der Teplitzer Unterredung, beginnt der dritte Absatz, bemerkt Baumgarten jetzt selber, daß Metternich dort etwa das Nämliche gesagt haben muß, wie in seiner Aachener Denkschrift, nur schärfer und eindringlicher." Also heute noch meint Treitschke, sich mit dem Hinweis auf die Aachener Denkschrift Metternichs

glänzend aus der Affaire gezogen zu haben? Dann kann ich nur annehmen, entweder daß er meine Antwort (ob. S. 38 f.) nicht gelesen hat, oder daß ihm die Fähigkeit abgeht ein historisches Detail scharf zu prüfen. In dem einen wie in dem andern Falle ist jede weitere Diskussion zwecklos. Ich würde glauben dem Leser zu nahe zu treten, wenn ich noch einmal wiederholen wollte, was ich so klar bewiesen habe, wie man derartige Dinge überhaupt beweisen kann.

„In Ermangelung sachlicher Gründe", lautet der vierte Absatz, „spielt der Kritiker den wissenschaftlichen Streit endlich gar noch auf das Gebiet des heutigen Parteilebens hinüber." Auch hier hat Treitschke am 10. Januar einmal wieder vergessen, was er am 15. Dezember geschrieben hatte; sonst würde er wohl wissen, wer von uns beiden den wissenschaftlichen Streit auf das politische Gebiet hinüber gespielt hat. „Er versichert", fährt er fort, „mein Buch werde um so schädlicher wirken, da ich mich in Allem und Jedem mit der deutschen Reichsregierung identificire!" Thut Treitschke das etwa nicht? „Sollen diese Sätze irgend einen Sinn haben, so können sie nur sagen: mein Buch sei ein öfficiöses Werk oder werde doch dafür gehalten." Meine Worte sollten, was hoffentlich nur Treitschke nicht verstanden hat, sagen: die particularistischen Gegner unseres Reichs werden das Buch Treitschke's um so wirksamer ausbeuten, als sie mit gutem Schein behaupten können, ein Mann, der politisch stehe wie Treitschke, werde unmöglich diesen Ton gegen das nichtpreußische Deutschland angeschlagen haben, wenn er nicht geglaubt hätte damit im Sinne der Reichsregierung zu handeln; daß er das nicht gethan hat, daß der deutschen Regierung die Treitschke'sche Manier mit den Mittelstaaten umzugehn keineswegs willkommen sein kann, steht für mich fest. Bei ruhiger Ueberlegung hätte Treitschke keinen Grund gehabt fortzufahren: „Eine Antwort auf Unterstellungen dieses Schlages wird sicherlich Niemand von mir erwarten. Ich begnüge mich, die Thatsache zu constatiren, daß H. Baumgarten mit solchen Waffen ficht; und ein Gelehrter, der die politischen Hintergedanken seiner Kritik so wenig zu verhüllen weiß, gebärdet sich dann noch als Verfechter der reinen, objectiven Wissenschaft." Ich begnüge mich damit den Leser auf das zu verweisen, was ich Seite 40 f. gesagt habe, und erwarte ruhig,

ob noch Jemand das darin finden wird, was Treitschke darin gefunden haben will. Ich würde ihn auffordern, die „politischen Hintergedanken meiner Kritik" doch wirkich zu enthüllen, wenn er mich nicht durch zwiefache Erfahrung belehrt hätte, daß er auf derartige Beweise sich nicht einzulassen liebt.

Meine politischen Gedanken über Treitschke voll und rund auszusprechen werde ich allerdings durch seinen Schlußsatz stark versucht, wo er glaubt mich an 1866 als meine „besseren Tage" erinnern zu dürfen. Aber es würde ein bitteres Abschiedswort an den alten Freund werden. Ich dränge es zurück, so unzählige Provocationen ich und meine Gesinnungsgenossen seit Jahren von Treitschke erfahren haben. Ich will hier nicht das Bild dessen zeichnen, was dieser Mann vor siebenzehn Jahren gewesen ist und was er heute geworden ist. Mag sein, daß der Tag kommt, wo auch eine eingehende politische Auseinandersetzung mit Treitschke Pflicht wird. Ich werde sie dann hoffentlich mit derselben rücksichtslosen Wahrheitsliebe schreiben, mit welcher ich im Sommer 1866 die Selbstkritik des deutschen Liberalismus für die Preußischen Jahrbücher geschrieben habe. Hier handelte es sich um eine Kritik des Historikers, und sie glaube ich zur Genüge gegeben zu haben.

4. Teplitz und Erdmannsdörffer.

Obgleich ich in der S. 36 ff. gegebenen Auseinandersetzung die Sache für jeden Unbefangenen klar gelegt zu haben glaube, so veranlaßt mich doch der Artikel Erdmannsdörffers in den Grenzboten auf die Frage noch einmal zurück zu kommen. Dieser Gelehrte meint, wenn ich Treitschke's Darstellung der Teplitzer Zusammenkunft „zum Gegenstand des heftigsten Angriffs" erwählt, so sei er überzeugt, daß ich dabei Treitschke und mir selbst am schwersten Unrecht gethan habe. Vor allem habe ich selbst bei der Wiedergabe von Metternichs Bericht einen sehr wesentlichen Satz desselben verschwiegen. Ich habe denselben so mitgetheilt: „Sind Ew. Majestät entschlossen keine Volksvertretung in Ihrem Staate einzuführen, so ist die Möglichkeit der Hilfe vorhanden. Außer derselben besteht

keine andere ....“ Metternich aber fahre fort: „Sie können Ihr Versprechen im Sinne derselben lösen; hätten Sie sogar das Gegentheil versprochen, so paßt die heutige Stunde nicht mehr zu der verflossenen.“ Ich habe diese Worte weggelassen, weil ich sie für unwesentlich hielt. Denn was hier Metternich von der Erfüllung des 1815 gegebenen Versprechens sagt, hebt sich einmal von sich selbst auf, ist sodann nichts als täuschende Phrase. Wenn Erdmannsdörffer sagt: „Noch nie hatte man es gewagt, dem Könige direct den Bruch des Versprechens von 1815 zuzumuthen“ und sich dabei auf die Aachener Denkschrift Metternichs beruft, so erwidere ich ihm: Metternich hatte Friedrich Wilhelm in Aachen vorgespiegelt, auch das, was er ihm vorschlage, könne für eine Ausführung jenes Versprechens gelten. Er hatte aber in jener Denkschrift rundweg gesagt: „der König hat ein reines Repräsentations-System versprochen“ (S. 176). Sein Vorschlag ging auf das directe Gegentheil, auf Provincialstände, denen man nur im äußersten Falle in der Zukunft vielleicht noch jene Centraldeputation von je drei Vertretern aus jeder Provinz zufügen könne. Mit kühnster Sophistik hatte er dem Könige vorgeredet, er erfülle sein Versprechen, wenn er das Gegentheil vom Versprochenen thue. Und jetzt in Teplitz soll er auf jenes Versprechen anders als mit leeren Worten Rücksicht genommen haben? Er sagte dem Könige: Begnügen sich Ew. Majestät mit Provincialständen, damit erfüllen Sie Ihr Versprechen auch; und wenn Sie es selbst nicht erfüllen, so bedenken Sie, heute paßt nicht mehr, was Sie 1815 sagten. Aber Erdmannsdörffer schreibt ganz ernsthaft und mit einer gewissen patriotischen Entrüstung: „Und nun soll hier in Teplitz Metternich dem Könige gegenüber getreten sein und demselben Auge in Auge diesen beleidigenden Vorschlag gemacht haben?“ Mein verehrter Heidelberger College nehme es mir nicht übel, seine Gedanken waren hier etwas kurz. Was ist denn nicht nur von diesem Tage an, sondern schon viel früher in Preußen selbst von denen, welchen der König längst sein Vertrauen geschenkt hatte, anderes erstrebt worden, als der ganz directe Bruch des Versprechens von 1815? Und was ist denn 1823 thatsächlich geschehen? Genau das, was Metternich dem Könige in Teplitz gerathen hat: Geben Sie Preußen keine Landesvertretung, begnügen Sie sich mit Provincialständen.

Wenn sich nun Treitschke wie Erdmannsdörffer immer darauf beruft, daß mir die Teplitzer Punctation selber im Wege stehe, so bemerke ich folgendes. Artikel 7 dieser Punctation[1] wird von beiden Gelehrten, wie mir scheint, in seinem wahren Sinne mißverstanden. Wenn Preußen die Verpflichtung übernahm, „erst nach völlig geregelten inneren und Finanzverhältnissen“ landständische Verfassungen in seinen Provinzen einzuführen und aus diesen einen Centralausschuß zu bilden, so hatte Metternich damit erreicht, was er brauchte. Denn wann sind die inneren und Finanzverhältnisse eines großen Staates „völlig geregelt“? Provincialstände fürchtete er nicht, sie mußten ihm eher erwünscht sein; sie durften daher 1823 gewährt werden. Aber der Centralausschuß?

Vermuthlich hat Erdmannsdörffer Bunsens Leben gelesen. Da wird er im 2ten Bande S. 281 eine Tagebuchaufzeichnung Bunsens aus dem April 1844 gefunden haben, in welcher es heißt: „Der hochselige König hatte, nach Fürst Wittgensteins Versicherung, von diesem eine Art Vermächtniß für den Kronprinzen aufsetzen lassen. Der Inhalt ist im wesentlichen folgender: Die ständische Verfassung sei so weit ausgebildet, als es wahre Staatsweisheit für Preußen möglich finden könne. Sollte der König in den Fall kommen, der durch das Gesetz über künftige Anleihen vom Jahre 1820 vorgesehen, so wolle er sagen, in welcher Weise er demselben genügt haben werde. Aus jeder Provinz würden 4 Standesglieder, also zusammen 32 aus den Provincialständen gewählte Männer zu berufen sein.“ Das war also Friedrich Wilhelm III letzte Meinung über die preußische Verfassungsfrage. Ganz wie ihm Metternich in Aachen und Teplitz deducirt hatte, glaubte er, Preußen vertrage nur Provincialstände. Im Falle äußerster Noth sollten aus jeder Provinz

[1] „Preußen ist entschlossen, erst nach völlig geregelten inneren und Finanz-Verhältnissen den Art. 13 in seinem reinen Sinne auf seine eigenen Staaten anzuwenden, d. h. zur Repräsentation der Nation keine allgemeine, mit der geographischen und inneren Gestaltung seines Reichs unerträgliche Volksvertretung einzuführen, sondern seinen Provinzen landständische Verfassungen zu ertheilen und aus diesen einen Central-Ausschuß von Landesrepräsentanten zu bilden.“

4 Vertreter zu einer Centraldeputation berufen werden. Wie man sieht, besteht die ganze Differenz darin, daß Metternich 3, der König 4 Vertreter für den Fall der Unvermeidlichkeit neuer Anleihen berufen haben wollte. Und Angesichts dieser allbekannten Thatsachen, welche den wahren Sinn der Teplitzer Besprechungen noch viel schärfer beleuchten als Metternichs Bericht, glaubt sich Erdmannsdörffer berufen mir vorzuwerfen, ich habe Nonsens angenommen, auch von der „Eilfertigkeit" zu reden, mit der ich geschrieben? Ich möchte ihm doch rathen die Feder etwas vorsichtiger zu führen, wenn er sich verpflichtet fühlt, sie noch einmal gegen mich zu ergreifen. Statt daß, wie er behauptet, Metternich in Teplitz für die preußische Verfassungsfrage so gut wie nichts erreicht habe, hat er hier vielmehr die verhängnißvolle Wendung durchgesetzt, welche Preußen zur Revolution von 1848 geführt hat. Er durfte seinem Kaiser mit Recht schreiben, er habe Mittel genug vorbereitet, um in dem Könige „das activste Princip seiner Seele, das hemmende, derart zu steigern, um hoffen zu können, daß derselbe kaum jemals den gewagtesten aller Schritte, die Einführung einer Verfassung für sein Reich, ausführen dürfte, ohne mir die vorläufige Prüfung des zu Geschehenden zu gestatten." Diese Hoffnung ist, wie Jedermann weiß, im vollsten Maße in Erfüllung gegangen. Noch als Friedrich Wilhelm IV in der Mitte der vierziger Jahre über die Fortbildung der Provincialstände grübelte, fühlte er sich an Metternich gebunden. (Bunsens Leben, 2, 387 ff.)

Treitschke hat sich zur Aufgabe gemacht nachzuweisen, daß das Jahr 1819 für Preußen in der Verfassungsfrage keine entscheidende Wendung herbeigeführt habe und Erdmannsdörffer scheint ihm darin beizustimmen. Die Wahrheit ist vielmehr: die traurige Verkümmerung des preußischen Verfassungswesens, diese nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland unglückselige Wendung, schon lange von ihm vorbereitet,[1] hat Metternich in Teplitz und Karlsbad entschieden. Metternich wesentlich ist es, der seit 1819 die

[1] Metternich schreibt seinem Kaiser aus Teplitz, er habe sich „seit Jahren die planmäßige Bemühung zur Pflicht gemacht, den König von jedem Schritte abzuschrecken, welcher den definitiven Umsturz aller bestehenden Institutionen zur Folge haben mußte", d. h. von der Erfüllung des Versprechens von 1815. (3, 263).

preußische Verfassungsfrage dominirt hat. Nachdem er in Teplitz und Karlsbad Preußen dem österreichischem System unterworfen hatte, mußten alle Bemühungen Hardenbergs und Humboldts, die Verfassung zu retten, vollkommen aussichtslos sein. Es ist heute noch der schwerste Vorwurf, den ich gegen Treitschke erheben muß: er hat durch seine Schilderung der Teplitzer Zusammenkunft den entscheidenden Moment der preußischen und deutschen Entwicklung jener Jahre in ein falsches Licht gerückt. Und wenn sich Erdmannsdörffer verpflichtet hält Treitschke darin zu secundiren, so kann ich das nur bedauern.

Erdmannsdörffer hat noch sonst allerlei gegen mich vorgebracht, auf das ich mich nicht veranlaßt finde etwas zu erwidern, so verführerisch es auch namentlich wäre, seine Theorie über den Zeitpunkt zu beleuchten, in dem man schicklicher Weise ein Buch angreifen dürfe. Nach ihm paßt sich das erst dann, wenn der Angriff voraussichtlich möglichst wirkungslos geworden und das Publikum durch die Hymnen der Bewunderer gründlich occupirt worden ist. Von englischer und französischer Presse scheint er wenig zu wissen, sonst würde er mir ihr Verhalten sicher nicht als Muster vorgehalten haben. Das wunderbarste ist aber, wie Jemand zarte Rücksicht auf einen Mann fordern kann, welcher immer gegen alle anders Denkenden die vollendete Rücksichtslosigkeit gewesen ist. Wenn mich endlich Erdmannsdörffer bisher für einen Gesinnungs- und Parteigenossen Treitschke's gehalten hat, so ist er in einem großen Irrthum gewesen. Seit einer Reihe von Jahren muß ich leider Treitschke's politische Thätigkeit und namentlich die Art, wie er auf dem Katheder politisch zu wirken sucht, für eine höchst verderbliche halten. Ich glaube, unseren Universitäten, unserer ganzen Bildung könnte gar nichts schlimmeres begegnen, als wenn sich diese Manier, die studierende Jugend in die Parteikämpfe des Tages hinein zu ziehen, verallgemeinerte.

Straßburg, Druck von J. H. Ed. Heitz.

Von dem Verfasser erschienen früher:

Deutschland und die italienische Frage. Zur Verständigung zwischen Nord und Süd. Nördlingen 1859.

Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Berlin 1861.

Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Leipzig 1865-1871. 3 Bde.

Partei oder Vaterland? Frankfurt (Mai) 1866.

Der Deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. Berlin 1866.

Wie wir wieder ein Volk geworden sind. 1. u. 2. Aufl. Leipzig 1870.

Die seit 1871 erschienenen Schriften des Verfassers siehe auf der letzten Seite des Umschlags.

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz.

9.98

Baumgarten, Hermann,

Treitschke's Deutsche Geschichte

Straßburg 1883